



Leseprobe

Marie Lacrosse

Das Weingut. Tage des Schicksals

Roman

»Ganz großes, außerdem berührendes Historienkino zwischen zwei Buchdeckeln – mit ›Das Weingut‹ gelingt Marie Lacrosse ein Downton Abbey in der deutschen Literatur« *literaturmarkt.info*

Bestellen Sie mit einem Klick für 13,00 €



Seiten: 736

Erscheinungstermin: 30. September 2019

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Inhalte

- Buch lesen
- Mehr zum Autor

Zum Buch

Schweighofen in der Pfalz, 1877. Das ehemalige Dienstmädchen Irene und ihr Mann, der Weinguterbe Franz Gerban, führen eine glückliche Ehe. Dennoch fühlt Irene sich fremd in seiner Welt der besseren Kreise. Als Franz häufig auf Reisen ist, leidet sie zunehmend unter der Einsamkeit und sucht sich eine Aufgabe. Sie beginnt, sich für die Rechte der Arbeiterfrauen einzusetzen – und trifft dabei ihren ehemaligen Geliebten, den Arbeiterführer Josef, wieder. Franz reagiert mit glühender Eifersucht, ihre Beziehung droht zu zerbrechen. Und dann erfährt Franz ein Geheimnis, das ihrer beider Leben vor eine große Herausforderung stellt ...



Autor

Marie Lacrosse

Marie Lacrosse hat in Psychologie promoviert und arbeitete viele Jahre hauptberuflich als selbstständige Beraterin überwiegend in der freien Wirtschaft. Ihre Autorentätigkeit begann sie unter ihrem wahren Namen Marita Spang und schrieb erfolgreich historische Romane. Heute konzentriert sie sich fast ausschließlich aufs Schreiben. Ihre Trilogie »Das Weingut « wurde ebenso zu einem großen SPIEGEL-Bestseller wie die »Kaffeehaus«-Saga. Die Autorin lebt mit ihrem Mann in einem beschaulichen Weinort. Weitere Romane der Autorin sind bei Goldmann in Vorbereitung.

*Allen bekannten und unbekanntem Frauen gewidmet,
die sich für die Gleichberechtigung
der Geschlechter eingesetzt haben
und denen wir unsere heutigen Rechte verdanken.*

Die Frauen müssen sich selbst helfen. Von den Männern ist nicht viel zu erwarten: Wer verzichtet auch freiwillig auf seine Privilegien? Aber ein schweres Stück Arbeit ruht auf den Schultern jener Frauen, die es übernommen haben, die große Masse der Frauen aus ihrem Geistesschlaf zu rütteln.

*T. W. Teifen in der Wiener Frauenzeitschrift
»Dokumente der Frauen« 1899*

Es gibt keine Befreiung der Menschheit ohne die soziale Unabhängigkeit und Gleichheit der Geschlechter.

*August Bebel in der Einleitung seines Werkes
»Die Frau und der Sozialismus«*

Eiapoepia, nun schlaft ihr Rangen,
die Mutter ist wieder versammeln gegangen.
Eiapoepia, o bleibt mir gesund,
die Mutter hält Reden, der Vater den Mund!

*Ein oft von der bürgerlichen Presse verwendeter Spottvers
auf die Aktivitäten von Frauenrechtlerinnen,
unter anderem anlässlich einer Veranstaltung von
Gertrud Guillaume-Schack im Jahr 1883*

Dramatis Personae

*Es werden nur die handlungstragenden Figuren aufgeführt. Historische Persönlichkeiten werden mit einem * gekennzeichnet.*

Irenes und Franz' Familie

Irene Gerban, geb. Weber, unehelich geboren in einer Gebäranstalt, aufgewachsen in Waisenhäusern; »Weber« ist nicht ihr echter Familienname

Franz Gerban, Besitzer der Weinhandlung Gerban und des gleichnamigen Weinguts in Schweighofen

Fränzel, ihrer beider Sohn

Sophia und Klara, ihre Zwillingstöchter

Wilhelm Gerban, Franz' verstorbener Ziehvater und Irenes leiblicher Vater

Sophia, Irenes verstorbene Mutter und jüngere Schwester Otilies

Pauline Gerban, Franz' französischstämmige Mutter

Mathilde Stockhausen, geb. Gerban, Franz' jüngere Halbschwester

Herbert Stockhausen, Mathildes Ehemann, Tuchfabrikant in Oggersheim

Gregor Gerban, Wilhelms Bruder

Otilie Gerban, Ehefrau von Gregor und ältere Schwester von Irenes Mutter Sophia

Fritz Gerban, Gregor und Otilies im Krieg gefallener Sohn

Handlungstragende Personen in Wien

Graf Eberhard F. von Sterenberg, Majoratsherr, Diplomat an
der österreichischen Botschaft in Berlin

Adelaide von Windisch-Grätz, seine ältere Schwester

Lea Walberger, Arbeiterführerin

Dr. Viktor Adler*, österreichischer Sozialdemokrat

Personal auf dem Weingut in Schweighofen

Nikolaus Kerner, Verwalter des Weinguts

Hansi Krüger, Verwalterlehrling und späterer Nachfolger von
Nikolaus Kerner

Johann Hager, Kellermeister des Weinguts

Frau Burger, Hausdame in Altenstadt und später in Schweighofen

Clemens Dick, erster Vorarbeiter des Weinguts

Herrmann, junger Landarbeiter auf dem Weingut

Rosa, ehemals Wärterin in der Anstalt in Klagenfurt, jetzt
Paulines Zofe in Schweighofen

Frau Grete, Köchin in Schweighofen

Peter, der junge Kutscher

Fräulein Adelhardt, Hauslehrerin von Klara

Bewohner der Villa Stockhausen

Ilse Stockhausen, Herbert Stockhausens Tante

Theobald, Kutscher und Kammerdiener

Herta, Köchin

Hanne, Dienstmädchen und Zofe

Hauspersonal der Gerbans in Altenstadt

Gitta, Dienstmädchen
Heidi, Dienstmädchen
Niemann, erster Hausdiener
Frau Kramm, Köchin
Riemer, Kutscher

Irenes Bekannte aus ihrer Zeit als Fabrikarbeiterin

Josef Hartmann, Arbeiterführer
Emma Schober, Textilarbeiterin in der Tuchfabrik Reuter und
Irenes beste Freundin in Lambrecht
Georg Schober, ihr Mann, ehemaliger Textilarbeiter bei Reuter
Marie und Thea, ihre Töchter
Trude Ludwig, Freundin und Vermieterin Irenes in Lambrecht
Robert Sieber, ehemaliger Vorarbeiter in der Tuchfabrik Reuter,
jetzt Stellvertreter des Verwalters
Benjamin Reuter, Tuchfabrikant in Lambrecht
Plotzer, Reuters Verwalter in der Tuchfabrik

Weitere handlungstragende Personen von Bedeutung

Werner Kegelmann, preußischer Beamter im Reichskanzleramt
in Berlin
Monsieur Payet, Rechtsanwalt und Notar der Gerbans in Wei-
ßenburg
Dr. Frey, Hausarzt der Gerbans
Minna Leiser, Irenes Freundin aus Altenstädter Zeiten
Otto Leiser, Minnas Ehemann, Küfer in Schweigen und Fass-
Lieferant des Weinguts

Ernest Lauth*, elsässischer Abgeordneter für die Protestpartei
im Reichstag

Arnold Blauberg, Weingroßhändler in Berlin

August Bebel*, Arbeiterführer und sozialdemokratischer Abgeordneter im Reichstag

Carl August Schneegans*, Führer der elsässischen Autonomisten-Partei, Reichstagsabgeordneter

Gertrud Guillaume-Schack*, Schweizer Arbeiterführerin

Eduard von Wernitz, preußischer Major und ehemaliger Hochzeitsbewerber von Mathilde

Konrad Ahrens, Leiter der Polizeibehörde in Weißenburg

*Im Roman erwähnte historische Persönlichkeiten
ohne aktive Rolle*

Otto Graf Bismarck*, deutscher Reichskanzler

Karl Marx*, einer der wichtigsten Protagonisten der Arbeiterbewegung

Friedrich Engels*, Kollege, Freund und Mitkämpfer von Karl Marx

Eduard von Moeller*, erster von Berlin eingesetzter Oberpräsident in Straßburg

Max Hödel*, Attentäter auf Kaiser Wilhelm am 11. Mai 1878

Karl Eduard Nobiling*, Attentäter auf Kaiser Wilhelm am 2. Juni 1878

Xaver Nessel*, Reichstagsabgeordneter für den Wahlkreis Hagenau-Weißenburg von 1874 bis 1878

Wilhelm Liebknecht*, Arbeiterführer und sozialdemokratischer Abgeordneter im Reichstag

Robert Viktor von Puttkamer*, preußischer Innenminister; strenger Befürworter des Sozialistengesetzes

Clara Zetkin*, deutsche Arbeiterführerin

Prolog

Kirche St. Ulrich in Altstadt

April 1874

Am Arm von Herbert Stockhausen, ihrem zukünftigen Schwager, betrat Irene die festlich geschmückte Kirche St. Ulrich. Ihre Augen weiteten sich vor Staunen.

Das sanfte Licht unzähliger Wachskerzen täuschte darüber hinweg, dass draußen ein grauer Apriltag herrschte, der ab und zu sogar noch einige Graupelschauer niedergehen ließ, die der Wind durch die Straßen trieb. Überall erblickte sie große und kleine Blumenbuketts. Jede der voll besetzten Kirchenbänke war von Sträußchen aus rosa Tulpen und weißen Narzissen geziert, umwunden mit einer Spitzenschleife. Im Mittelschiff standen in regelmäßigen Abständen Gebinde aus betörend duftenden blauen Hyazinthen und weißen und rosa Tulpen auf kleinen Säulen. Die prachtvollsten Blumenarrangements befanden sich zu beiden Seiten auf den untersten Stufen des Altars vor den mit rotem Samt überzogenen Stühlen, die man eigens aus dem Altenstädter Herrenhaus herbeigeschafft hatte und auf die Irene nun zuschritt. An diesem Platz würden sie und Franz heute getraut werden. Für die rosa Rosen, die blauen Iris und weißen Lilien, die zu dieser Jahreszeit nur in Gewächshäusern gediehen, musste Franz ein Vermögen ausgegeben haben. Diese Überraschung war ihm wahrhaftig gelungen.

»Was ist dir bei unserer Hochzeitsfeier besonders wichtig?«, hatte er sie vor einigen Wochen gefragt.

»Dass wir ein friedvolles Fest miteinander begehen«, antwortete Irene spontan.

Franz schnaubte etwas ungeduldig. »Das versteht sich von selbst, mein Schatz. Aber meine Mutter möchte natürlich jetzt schon mit den Vorbereitungen beginnen. Worauf legst du am meisten Wert? Auf das Essen, die Musik, die Garderobe der Gäste ...«

»Blumen«, fiel Irene Franz spontan ins Wort. »Ich wünsche mir viele Blumen. Nichts Teures natürlich«, beeilte sie sich hinzuzufügen. »Tulpen, Narzissen oder was eben sonst gerade so blüht.«

Tatsächlich bestand ihr Brautstrauß aus Vergissmeinnicht und weißen und rosa Anemonen. Mathilde, Franz' jüngere Schwester, hätte ihn als gewöhnlich bezeichnet, doch es waren gerade diese bescheidenen Frühlingsboten, die zu Irenes Lieblingsblumen zählten. Umso prächtiger war nun die Kirche geschmückt.

Der Organist spielte feierliche Weisen. Im Bemühen, kerzengerade den mit einem roten Teppich belegten Gang hinunterzuschreiten, verfiel er einem der Absätze von Irenes hochhackigen elfenbeinfarbenen Seidenschuhen im Saum ihres Hochzeitskleides von gleicher Farbe und Stoff. Irene geriet ins Straucheln, wurde aber geschickt von Herbert Stockhausen aufgefangen.

»Immer mit der Ruhe«, hörte sie ihn leise raunen. Dankbar drückte sie seinen Arm.

Alles an dieser Feier war für Irene ungewohnt. Das kostbare Kleid mit der spitzenbesetzten, zwei Ellen langen Schleppe hatte die Weißenburger Schneiderin Madame Marat nach der neuesten Pariser Mode gefertigt. Der kleine Stehkragen betonte Irenes schlanken Hals, ein Einsatz aus geraffter Seide reichte vom keuschen Dekolleté bis zu dessen unterer Naht.

Irene hatte sich ein schlichteres Kleid gewünscht. Doch in diesem Punkt war ihre Schwiegermutter Pauline unnachgiebig geblieben. »Ich möchte, dass du in nichts hinter meiner Tochter Mathilde zurückstehst, die nur einen Monat nach dir heiraten wird. Da werden die Gäste natürlich besonders die Garderobe der Bräute miteinander vergleichen.«

Auch wenn Irene dies einleuchtete, vermutete sie noch einen anderen Grund hinter Paulines Beharrlichkeit. *Eine späte Wiedergutmachung an meiner Mutter Sophia, die nie die Braut eines geliebten Mannes sein durfte*, überlegte sie, während sie die langwierigen Anproben über sich ergehen ließ.

Sophia, die jüngere Schwester von Franz' angeheirateter Tante Ottilie, war als blutjunges Mädchen von Paulines verstorbenem Gatten Wilhelm geschwängert worden. »Eher vergewaltigt als verführt, während ich selbst guter Hoffnung mit Franz war«, hatte ihr Pauline erst im vergangenen Jahr kurz vor Weihnachten erzählt.

Sophia hatte Irene unter dem Druck ihrer Familie anonym in einer Gebäranstalt zur Welt gebracht und dort als Waise zurückgelassen, den Verlust ihres Kindes jedoch nie verwunden und mit nur einundzwanzig Jahren den Freitod gewählt.

In Altenstadt, einem Vorort der kleinen elsässischen Stadt Weißenburg, war Irene dann Franz, ihrer großen Liebe, begegnet. Doch ihrer beider Glück stand zunächst unter keinem guten Stern. Durch den Deutsch-Französischen Krieg wurden sie getrennt. Franz verlor in der Schlacht bei Sedan ein Bein. Und Irene, die von ihm schwanger war, floh vor ihm, hielt sie ihn doch fälschlicherweise für ihren Halbbruder, nachdem sich sein Vater Wilhelm ihr gegenüber auch als der ihre zu erkennen gegeben hatte.

Erst nach vielen Irrungen und Wirrungen hatte Franz sie wiedergefunden und Irene zu ihrer unendlichen Erleichterung erklärt, dass sie doch nicht miteinander verwandt waren.

Und so wurde am heutigen Tag ein Traum wahr. Franz, ihr geliebter Franz, den sie für immer verloren geglaubt hatte, stand nun vor dem Altar von St. Ulrich und erwartete sie mit leuchtenden Augen.

Wieder strauchelte Irene leicht, wieder hielt Stockhausen sie fest. *Hoffentlich hält meine Frisur*, schoss es ihr durch den Kopf. Sie bewegte ihn vorsichtig hin und her. Doch das kleine Seiden-

hütchen mit dem zarten Schleier, der ihr nur bis knapp über die Augen reichte, saß fest auf ihren kunstvoll aufgesteckten, dichten braunen Haaren.

Denn in diesem Punkt hatte sich Irene von Anfang an durchgesetzt. Angesichts der Tatsache, dass ihr gemeinsamer Sohn Fränzel bereits drei Jahre alt war, erschien es ihr verlogen, mit dem üblichen Myrtenkranz über einem bodenlangen Schleier Jungfräulichkeit vorzutäuschen.

Um das elfenbeinfarbene Hochzeitskleid hatte es dagegen keinerlei Diskussionen gegeben. Diese Farbe war gerade in Mode gekommen und wirkte viel eleganter als das reine Weiß herkömmlicher Brautmoden.

Die zweite Abweichung von den üblichen Sitten und Gebräuchen war jüngerer Natur und unerwartet erforderlich geworden. Sie würde den Gästen allerdings vorläufig verborgen bleiben. Kurz vor der Hochzeit musste Madame Marat die Taille ihres Kleides wieder ein wenig herauslassen. Aufgrund morgendlicher Übelkeit und anderer untrüglicher Zeichen hatte Irene erkannt, dass sie schon kurz nach ihrer Wiedervereinigung mit Franz erneut schwanger geworden war. Zum Glück ersparte ihr das die allzu enge Schnürung in das ihr noch immer ungewohnte und mittlerweile sehr unangenehme Korsett, das sie unter ihrer schlichten Arbeiterinnentracht nicht benötigt hatte.

Wir werden ein weiteres Kind haben, durchzuckte es sie jetzt freudig, wie schon so oft in den letzten Tagen. Ihr Herz quoll vor Liebe schier über, als sie Franz immer näher kam. Schmuck sah er aus in seinem Frack mit dem blütenweißen gefältelten Hemd, das aus Herbert Stockhausens Weißnäherei stammte, und dem Sträußchen aus Vergissmeinnicht und Anemonen am Revers.

Mein geliebter Mann. Nun sind wir endlich vereint.

»Mama! Da kommt die Mama!«

»Pst!« Franz legte einen Finger auf seine Lippen, während sich seine Mutter Pauline zu seinem dreijährigen Söhnchen hi-

nunterbeugte und ihm lächelnd etwas ins Ohr flüsterte, worauf der Kleine verstummte und sich sein Händchen vor den Mund hielt.

Liebevoll betrachtete Franz die beiden für einen Moment. Fränzel, der in seinem eigens für ihn geschneiderten Miniaturfrack entzückend aussah, entwickelte sich prächtig, trotz der großen Entbehrungen, unter denen Irene ihn bis zu ihrem Wiedersehen aufgezogen hatte. Sie hatte lieber selbst gehungert, als es dem Kind an irgendetwas fehlen zu lassen.

Fränzel glich beiden Eltern von Tag zu Tag mehr. Die dunklen Augen und Locken hatte ihm Franz vererbt, der sie wiederum seiner Mutter Pauline verdankte. Von Irene stammten die dichten Augenbrauen, die kleine, spitze Nase und der schmallippige Mund.

Darüber, wer Fränzel seine Aufgewecktheit und insbesondere sein Beharrungsvermögen, wenn er sich etwas in den Kopf setzte, vererbt hatte, stritten Irene und Franz oft lachend mit wechselnder Zuschreibung.

Franz' Mutter Pauline in ihrem eleganten nachtblauen Kostüm mit dem dazu passenden, mit Pfauenfedern geschmückten Hut wirkte dank ihrer wiedergewonnenen Lebensbejahung und Energie jünger und beeindruckender denn je.

Wie ein weiblicher Phönix aus der Asche, dachte Franz, der Paulines Verwandlung oft mit der der mythischen Sagenfigur verglich. Tatsächlich erklärte seine Mutter selbst, dass sie an den Erfahrungen und Entbehrungen in den über drei Jahren, in denen sie auf Betreiben ihres Gatten Wilhelm widerrechtlich in der Irrenanstalt von Klingenmünster festgehalten worden war, gewachsen sei.

»Wenn man einmal so tief unten war, wie ich es gewesen bin, teils aus eigener Schuld wegen meiner Laudanum-Sucht, teils durch Wilhelms Tücke, kann alles nur noch besser werden, als es vorher war«, erklärte Pauline ihre positive Entwicklung. »Und wenn einen danach Fortuna nicht nur mit einem wunderbaren

Sohn und einer entzückenden Schwiegertochter, sondern auch mit einem so reizenden, klugen Enkel entschädigt, sind Leid und Unbill vergangener Zeiten schnell vergessen.«

Dabei war auch die junge Pauline nicht immer die zaghafte, zurückhaltende Frau gewesen, als die Franz sie aus seiner Kindheit und Jugend überwiegend in Erinnerung hatte. Während eines Kuraufenthalts im österreichischen Bad Ischl hatte sie sich aus ihrer unglücklichen Ehe in die Arme jenes Gardeoffiziers geflüchtet, der sein wahrer Vater war. Leider verschwieg ihm Pauline dessen Identität bis heute.

»Es würde dir nichts nutzen, deinen Vater zu kennen, Franz«, betonte sie immer wieder. »Er stammt aus dem österreichischen Hochadel, mehr als eine Affäre hätte daher nie zwischen uns sein können. Und du würdest nur eine weitere Enttäuschung erleben, wenn dein leiblicher Vater dich nicht als seinen Sohn anerkennt.«

»Und meine schönen Erinnerungen an diese kostbaren Wochen in Bad Ischl würden getrübt werden«, fügte sie noch hinzu. »Ich weiß nicht, was aus deinem Vater geworden ist. Aber er hat mit Sicherheit eine Frau aus seinen Kreisen geheiratet und legitime Söhne aus dieser Verbindung.«

Franz' Blick streifte weiter über die Gästeschar und blieb auf der Miene seiner jüngeren Schwester Mathilde, die neben Pauline in der vordersten Kirchenbank saß, haften. Sie war und blieb Wilhelm Gerbans wahre Tochter. Obwohl sie ihre frühere Fettleibigkeit durch eiserne Disziplin überwunden hatte und sich heute viel geschmackvoller kleidete als in früheren Jahren, hatte sich ihr Charakter nur unwesentlich zum Guten verändert. Wenn überhaupt, war es dem Einfluss ihres zukünftigen Gatten, dem Oggersheimer Textilfabrikanten Herbert Stockhausen, zu verdanken, dass sie sich zumindest in der Öffentlichkeit zusammennahm. Er ließ seiner zwanzig Jahre jüngeren Verlobten mit sanfter, aber unnachgiebiger Strenge kein Verhalten durchgehen, das er seiner zukünftigen Frau für unschicklich erachtete.

Es war auch Herbert Stockhausen gewesen, der Franz und Irene aus der Verlegenheit geholfen hatte, einen Brautführer zu finden. An sich wäre Gregor Gerban, der jüngere Bruder von Franz' Ziehvater Wilhelm, der männliche Verwandte gewesen, der Irene zum Altar hätte bringen sollen. Aber schon vor ihrer Ankunft auf dem Weingut der Familie Gerban in Schweighofen, das Franz leitete, hatten Irene und er beschlossen, ihre wahre Abstammung vor allen bislang noch Uneingeweihten zu verschweigen. Deshalb hielten Gregor Gerban und seine Frau Ottilie Irene immer noch für das Dienstmädchen, das sie einst im Herrenhaus von Altenstadt gewesen war, und Franz' Verbindung mit ihr für eine Mesalliance, für die sie nur schlecht verhohlene Geringschätzung übrig hatten. Irene zum Altar zu führen hätte Gregor Gerban daher für eine Zumutung gehalten, sofern er sich nicht eh rundweg geweigert hätte, dies zu tun.

Als Zumutung empfand es auch Mathilde, dass ihr vergötterter Verlobter sich nun mit Irene am Arm dem Altar näherte. Ihre Miene sprach diesbezüglich Bände, wobei Franz sie sogar im Verdacht hatte, eifersüchtig auf Irene zu sein. Denn im Gegensatz zu seiner Verlobten nahm Herbert keinen Anstoß an Irenes niederer Herkunft. »Aus der Frau wäre auch ohne diese Ehe etwas geworden«, pflegte er zu schwärmen. »Schließlich wurde sie in kürzester Zeit die beste Vorarbeiterin, die ich je hatte.« Überdies bildete er sich etwas darauf ein, dass Franz Irene in seiner Fabrik nach einer langen Zeit des Suchens wiedergesehen hatte. »Ich war euer Glücksbote«, scherzte er immer wieder, sehr zum Ärger Mathildes.

Einen kurzen Moment erlaubte sich Franz noch, seinen Blick über die restlichen Hochzeitsgäste schweifen zu lassen. Mit großer Dankbarkeit konstatierte er, dass alle Menschen, die ihm in den vergangenen schweren Jahren zur Seite gestanden hatten, vollständig versammelt waren.

Da saß der evangelische Pfarrer Carl Klein, ein treuer Freund, der nach der Schlacht von Fröschweiler-Wörth nahezu Über-

menschliches für die Pflege der Verwundeten beider Kriegsparteien geleistet hatte und sein Trauzeuge sein würde. Gleich hinter Pauline und Mathilde hatte Madame Marianne Serge in der Bank für die Ehrengäste Platz genommen. Ihr weinrotes Samtkostüm stand an Eleganz dem von Pauline in nichts nach. Die reiche französische Industriellenwitwe hatte Franz nach seiner schweren Verwundung in ihrem Haus in Saint-Quentin nicht nur gesund gepflegt, sondern ihm darüber hinaus auch eine beträchtliche Summe Geldes geliehen, mit der Franz das von seinem Ziehvater fast ruinierte Weinunternehmen Gerban hatte retten können.

In den Bänken für die männlichen Gäste auf der anderen Seite des Ganges waren seine Straßburger Cousins versammelt, die für die zweite Hälfte des Kredits zusammengelegt hatten und mit ihren Gattinnen vollzählig zur Feier erschienen waren. Besonders Pauline hatte sich sehr gefreut, ihre Herkunftsfamilie nach langen Jahren endlich einmal wiederzusehen.

Und Franz hielt für seine Schuldner sogar eine Überraschung parat: Das Bankhaus Quistorp, bei dem sein Vater seine wertlos gewordenen Immobilienpapiere erstanden hatte, würde sich tatsächlich über einen Teil der verlorenen Summen mit seinen Gläubigern vergleichen. Ginge auch alles Weitere gut, was Franz plante, würde er die Kredite schon in wenigen Jahren vollständig tilgen können.

Auch dank des wunderbaren Personals, das er für das Weingut in Schweighofen gewonnen hatte, welches nun die hinteren Kirchenbänke füllte. Der neue Verwalter Nikolaus Kerner war ebenso tüchtig wie sein Schwager, der Kellermeister Johann Hager. Besonders gut machte sich auch der junge Hansi Krüger, der Sohn seines Freundes Karl Krüger, der Vorarbeiter auf dem Weingut gewesen und vor Sedan gefallen war. Vor seinem Tod hatte ihm Franz in die Hand versprochen, seinen begabten Sohn Hansi zu fördern. Und siehe da! Schon jetzt versprach der gerade einmal Achtzehnjährige, nach Abschluss seiner Verwalterlehre trotz seiner Jugend bereits für eine Schlüsselposition auf

dem Weingut qualifiziert zu sein. *Ungeahnte Möglichkeiten für mich, den Weinhandel auszubauen.* Bevor er darüber weiter ins Grübeln kam, riss Franz sich zusammen. Heute stand anderes im Mittelpunkt als zukünftige gute Geschäfte!

Da näherte sich die Frau seines Lebens, um für immer die Seine zu werden. Wunderschön und ohne jeden Dünkel, was ihre zukünftige Stellung anging.

Wahrlich, ich bin ein glücklicher Mann!

»Und so erkläre ich Euch für Mann und Frau.«

»Sie dürfen die Braut jetzt küssen«, fügte der Priester pflichtgemäß hinzu, obwohl er natürlich darüber im Bilde war, dass Irene und Franz schon ein gemeinsames Kind hatten.

Durch den zarten Schleier hindurch strahlten Irenes blaue Augen wie zwei funkelnde Saphire. Franz zog sie sanft in seine Arme. Für einen Augenblick versanken sie in einem innigen Kuss. Vergessen waren die schweren Jahre voller Enttäuschungen und Entbehrungen. In diesem Moment schwelgten die beiden in reinem, unverfälschtem Glück.

Während sich die Menge nach dem Ende der Messe nach draußen begab, um das Brautpaar vor der Kirchentür mit Reis und einem Blütenschauer zu erwarten, traten die Trauzeugen vor, um Irene und Franz in die Sakristei zu begleiten und die Trauung mit ihrer Unterschrift zu beurkunden.

Sowohl Irene als auch Franz hatten dafür eine Person erwählt, die für sie eine ganz besondere Bedeutung hatte. *Was für einfache Leute*, konnte Irene Mathilde geradezu abfällig flüstern hören, als ihre Freundin Minna mit einem breiten Lächeln auf sie trat. Es war Minna gewesen, die Irene einst als Dienstmädchen im Haushalt der Gerbans angeleitet und ihr später mit ihren gesamten Ersparnissen bei der Flucht ausgeholfen hatte. Erst vor wenigen Wochen hatte Franz diese Schuld in doppelter Höhe beglichen.

Nur kurz hatte Irene zwischen Minna und Trude Ludwig geschwankt, ihrer gütigen Vermieterin während der schweren Lambrechtzeit, wo Irene unter härtesten Bedingungen in einer Tuchfabrik geschuftet hatte. Dann war ihr klargeworden, dass sie Minna noch mehr verdankte als Trude.

Nun drückte die Freundin Irene an ihre volle Brust und küsste sie hernach auf beide Wangen. Dann schob sie Irene mit beiden Armen ein Stück weit von sich fort. »Was für ein wunderschönes Halsband. Wie nennt man diese Edelsteine?«

Irene spürte, dass sie errötete. »Es sind Smaragde. Meine Schwiegermutter hat mir die Kette zur Hochzeit geschenkt. Es ist ein Familienerbstück, das von Generation zu Generation weitergegeben wird. Eigentlich viel zu kostbar für mich.«

»Wäre es dir lieber gewesen, Mathilde hätte es bekommen?«, erwiderte Minna schlagfertig.

Bevor Irene darauf antworten konnte, zupfte Franz sie am Ärmel. »Komm endlich, Liebes! Das Wetter ist leider zu ungemütlich, um unsere Gäste allzu lange vor der Kirchentür warten zu lassen.«

Gemeinsam mit Pfarrer Carl Klein betraten die drei hinter dem Priester die Sakristei. Als die kleine Gruppe sie nach den Unterschriften wieder verließ, hielt der Pfarrer von St. Ulrich Franz noch kurz zurück. »Seien Sie nachsichtig mit Ihrer Tante Ottilie! Heute ist ein besonders schwerer Tag für sie.«

Mit gemischten Gefühlen erinnerte sich Franz daran, dass der Pfarrer in der Kirche von St. Ulrich auch die Totenmesse für seinen in der Schlacht am Geisberg gefallenen Cousin Fritz, den einzigen Sohn von Ottilie und Gregor Gerban, gelesen hatte. Er nickte widerwillig.

Verdient hat Ottilie es nicht. Wenn es damals nach ihr gegangen wäre, hätten mich die Preußen standrechtlich erschossen. Denn Franz, wie seine Mutter Pauline von Geburt her Franzose, war auf der gegnerischen Seite in den Krieg gezogen. Allerdings als Zivilist, worauf die Todesstrafe gestanden hatte.

»Denn niemand von uns ist ohne Schuld.« Der Pfarrer deutete Franz' Gesichtsausdruck richtig.

Als er Irenes Arm nahm und zur Kirchentür ging, spürte Franz zum ersten Mal an diesem Tag wieder den pochenden Schmerz in seinem Beinstumpf.

Mit einem leisen Seufzer blickte Mathilde Frau Burger, der Altenstädter Hausdame, nach, die soeben auf die Straße trat, um mit einer Mietsdroschke vorzeitig zurückzufahren und die letzten Vorbereitungen für das üppige Hochzeitsmahl zu überwachen. Die Feierlichkeiten würden im großen Festsaal des Herrenhauses stattfinden, da das Gutshaus in Schweighofen, in dem Irene und Franz weiterhin wohnen würden, keine vergleichbaren Räumlichkeiten aufwies.

Einen kurzen Moment lang war Mathilde durch ihre Gedanken an all die Köstlichkeiten, die sie dort erwarteten und aus denen sie eine sorgfältige Auswahl treffen wollte, um ihre neu gewonnene schlanke Figur nicht zu gefährden, von den widrigen Wetterverhältnissen abgelenkt.

Soll ich die Hirschkastete probieren oder lieber das Trüffelmouse? Als Hauptgang werde ich wohl oder übel die Forelle nehmen müssen, obwohl ich den Entenbraten oder das Rinderfilet vorziehen würde. Aber vielleicht erlaube ich mir dafür zum Dessert dann zumindest die Biskuitrolle anstatt des langweiligen Fruchtsalats.

In diesem Moment wehte der Aprilwind erneut einen Graupelschauer heran. »Wo bleiben sie denn nur?«, beklagte sich Mathilde und trat ungeduldig von einem Fuß auf den anderen. »Hier zieht es ganz fürchterlich! Wir werden uns noch alle erkälten.«

Sie ignorierte das Stirnrunzeln ihres Verlobten, der auf der anderen Seite der Gasse stand, die die Hochzeitsgäste vor dem Kirchenportal für das Brautpaar frei hielten, um es mit Reis und Blüten zu überschütten.

Ihre Mutter Pauline, die Adressatin der Unzufriedenheit ihrer

Tochter, lächelte mit einer Spur Spott um die Mundwinkel. »Sie werden jeden Moment kommen. Und erinnere dich, ich habe dir heute Morgen empfohlen, etwas Wärmeres mitzunehmen als diese Stola.«

»Ich habe aber keine passende Jacke zu diesem Kleid«, murrte Mathilde.

Pauline verkniff sich die Bemerkung, dass nahezu jede Jacke zu Mathildes Robe aus hellblauem Samt gepasst hätte. Allerdings um den Preis, das Dekolleté zu verbergen, mit dem Mathilde wahrscheinlich ihren Verlobten beeindrucken wollte.

Es wird wirklich Zeit, dass sie unter die Haube kommt, seufzte Pauline innerlich. Die Hochzeit war bereits mehrere Male verschoben worden, unter anderem wegen Wilhelm Gerbans plötzlichem Tod im vergangenen Spätsommer. Obwohl Pauline nicht an Herbert Stockhausens Absichten zweifelte, machten die Verzögerungen Mathilde offensichtlich zunehmend nervös.

»Was schenkst du mir denn zu meiner Hochzeit?«, unterbrach sie jetzt Paulines Gedanken mit dem nörgelnden Unterton, den sie bei solchen Gelegenheiten stets anschlug.

Was für ein verzogenes Weibsbild, schoss es Pauline unwillkürlich durch den Kopf. *Stellt wie eh und je nur Ansprüche. Ohne jede Ahnung von den Entbehrungen dieser Welt.*

Kurz erinnerte sie sich an das traurige Schicksal von Emma Schober, Irenes Freundin in Lambrecht, von dem ihre Schwiegertochter erst kürzlich erzählt hatte.

»Emma darf nicht zur Hochzeit kommen. Ihr Mann hat es ihr verboten«, erklärte sie traurig, nachdem sie Emmas Antwortschreiben auf ihre Einladung gelesen hatte. »Er hat ihr sogar das Geld weggenommen, das ich ihr für die Reise geschickt habe, und es gleich in die nächste Kneipe getragen.«

Nach einem Blick in Mathildes blassblaue Augen, in denen Pauline neben der üblichen Anmaßung auch Unsicherheit zu erkennen glaubte, biss sie jedoch wieder das altvertraute schlechte Gewissen. Obwohl Wilhelm Mathilde nach Strich und Faden

verwöhnt hatte, war ihre Tochter vielleicht auch deshalb so unleidlich geworden, weil sie, Pauline, sie immer weniger geliebt hatte als Franz.

Habe ich sie überhaupt jemals wirklich geliebt?, fragte sie sich nun. Schon die Schwangerschaft war beschwerlich gewesen, gar nicht zu reden von der qualvollen Geburt. Pauline schüttelte die unangenehmen Erinnerungen ab und konzentrierte sich auf die Gegenwart.

»Nun«, beantwortete sie die Frage ihrer Tochter schließlich. »Ich dachte an das Diamantcollier, das mir dein Vater zur Hochzeit geschenkt hat.«

Mathildes Züge entspannten sich augenblicklich. »Das freut mich über alle Maßen, Mutter. Ich hätte es dem Smaragdcollier ohnehin vorgezogen. Zumal es das wertvollere Schmuckstück ist.«

Bevor Pauline etwas erwidern konnte, traten Franz und Irene auf den Platz vor der Kirche. Hochrufe erklangen, die Gäste jubelten, Reis prasselte auf die Steinfliesen, blaue, rosa und weiße Blüten landeten auf dem Schleier und der Zylinderkrempe des Brautpaares.

Pauline drängte ihren erneut aufgeflammt Unmut über Mathilde beiseite und trat mit Fränzel an der Hand als Erste vor, um dem Brautpaar zu gratulieren.

»Ich wünsche euch alles erdenklich Gute, meine Kinder. Dass ihr in eurer Ehe glücklich und zufrieden bleibt bis an euer Lebensende.«

Sie ahnte mehr, als dass sie hörte, was Mathilde daraufhin ihrer neben ihr stehenden Tante Ottilie zuflüsterte.

»Ein Dienstmädchen und ein Herrensohn! Ob das wirklich gut geht, wollen wir doch erst einmal abwarten!«

Teil 1

Unrast

Kapitel 1

Weingut bei Schweighofen

Oktober 1877

»Wo ist Fränzel? Habt ihr Fränzel gesehen?«

Die beiden Buben in den einfachen Kitteln und Hosen von Landarbeiterkindern, deren bloße Füße in groben Holzpantinen steckten, schüttelten die Köpfe. Kurz kam es Irene so vor, als mieden die beiden ihren Blick. Aber das mochte auch einfach daran liegen, dass sie schüchtern gegenüber der Gutsherrin waren.

Mit den Zwillingmädchen Sophia und Klara an beiden Händen überquerte Irene den Hof des Schweighofener Weinguts in Richtung der Wirtschaftsgebäude. Ernsthafte Sorgen machte sie sich nicht um ihren Ältesten. Schon mehr als einmal war Fränzel in den letzten Tagen mit den Leserinnen in die Weinberge gezogen und hatte bei der Traubenernte mitgeholfen.

Allerdings hätte er mir vorher Bescheid geben müssen, dachte sie ärgerlich. Das hat er mir erst vorgestern versprochen, als er nicht rechtzeitig zum Mittagessen zurück war.

Sie nahm sich vor, ihrem sechseinhalbjährigen Sohn diesmal ernsthaft ins Gewissen zu reden und ihn mit einem Tag Hausarrest zu bestrafen. Obwohl sie wusste, dass dies Fränzel, der die turbulente Zeit der Traubenlese über alles liebte, hart treffen würde.

In diesem Moment strauchelte die kleine Klara und wäre fast auf den rauen Schotter des Hofes gestürzt, wenn Irene sie nicht instinktiv nach oben gerissen hätte. Da dies jedoch mit einem kräftigen Ruck an ihrem Ärmchen verbunden war, fing die Kleine trotzdem an zu weinen.

»Ach, mein Schatz!« Irene ließ Sophia los, ging in die Hocke und nahm ihr Töchterchen in die Arme. Klara schluchzte noch eine kleine Weile ausgiebig, bis sie sich wieder fasste und von Irene die Nase putzen ließ.

Derweil trat Sophia, ihre um zehn Minuten ältere Zwillingsschwester, ungeduldig von einem Fuß auf den anderen. »Heulsuse, Heulsuse!«, schimpfte sie.

»Pscht!«, rief Irene das Mädchen milde zur Ordnung. »Klara tut der Arm weh, weil ich so stark daran ziehen musste, damit sie nicht hinfällt.«

Aber Sophia blieb unnachsichtig und schüttelte nur trotzig den Kopf.

Wieder einmal wunderte sich Irene über die Verschiedenartigkeit der beiden Mädchen, die erst vor wenigen Tagen ihren dritten Geburtstag gefeiert hatten.

Obwohl sich Irene während ihrer Schwangerschaft über die zunehmende Unförmigkeit ihres Leibes gewundert hatte, war es selbst der Hebamme bis zum Augenblick von Klaras Geburt verborgen geblieben, dass es einen zweiten Säugling gab.

»Das kommt davon, dass Sie keinen Arzt hinzugezogen haben«, erlaubte sich Rosa, die der Hebamme als ehemalige Krankenschwester zur Hand gegangen war, Irene und Franz' Mutter Pauline nach der Geburt zu tadeln. »Es hätte, wer weiß was, passieren können.«

Dass Irene gute Gründe gehabt hatte, sich nicht an Dr. Etienne, den bekannten Weißenburger Arzt für Frauenheilkunde zu wenden, konnte Rosa nicht ahnen. Denn seinerzeit war er es gewesen, der die illegale Abtreibung Fränzels vornehmen wollte, für die Wilhelm Gerban, Irenes Vater, den korrupten Mediziner fürstlich entlohnt hatte. Und eigens einen Arzt aus Landau kommen zu lassen war Irene zu aufwendig erschienen.

»Lassen Sie es gut sein, Rosa!«, beschwichtigte Pauline daher auch ihre ehemalige Wärterin aus der Anstalt in Klingenmünster. Aufgrund ihrer Loyalität in der letzten Zeit ihres Aufenthalts hatte

Pauline Rosa nach ihrer Entlassung als Zofe mit nach Schweighofen genommen. Und auch deshalb, weil die durch Blattern entstellte Frau dort nicht weiter beschäftigt worden wäre. »Alles ist gut gegangen. Und nun helfen Sie dabei, die Kleinen zu baden, damit Irene sie anlegen kann, bevor sie sich erst einmal ausschlafen muss.« Rosa hatte zwar geknurrte, sich dann aber gefügt.

Es schien, als ob die kleinen Mädchen von ihrem ersten Lebensmoment an geradezu gegensätzlich wären. Während Sophia kräftig geschrien und sofort gierig getrunken hatte, gab Klara nur ein leises Wimmern von sich und saugte eher zaghaft an der ihr dargebotenen Brust.

Auch äußerlich glichen sich die beiden von Anfang an nur wenig. Sophia war schon bei der Geburt beträchtlich größer und schwerer gewesen als Klara. Heute mit drei Jahren überragte sie ihre Schwester um fünf Zentimeter, wenn man die vor ein paar Jahren in der bayerischen Pfalz eingeführten Längenmaße zugrunde legte.

Zwar hatten beide dunkle Haare, doch Sophia hatte die Locken ihres Vaters geerbt, dazu Irenes dichten Schopf. Klaras Haare waren dagegen dünn und ließen sich nur schwer zu Zöpfen flechten. Als ob die Natur dafür einen Ausgleich schaffen wollte, waren Klaras Augen von dem gleichen intensiven Saphirblau wie die ihrer Mutter. Sophias Augen hatten zu Irenes Verdross dagegen die gleiche Bernsteinfarbe wie die ihrer ungeliebten Tante Ottilie.

Charakterlich unterschieden sich die Mädchen noch mehr als äußerlich. Sophia war wie Fränzel eher draufgängerisch veranlagt, obwohl Irene ihren Sohn aus seinen ersten Lebensjahren als meist ruhiges Kind in Erinnerung hatte. *Wahrscheinlich spürte der Kleine damals, wie oft ich am Rand meiner Kräfte war, dachte Irene oft, wenn sie Fränzels heutigen Tatendrang wieder einmal bändigen musste.*

Jedenfalls waren ihre beiden Ältesten aufgeweckt und für ihr Lebensalter ausnehmend altklug. Ab und an sogar vorlaut.

Klara blieb dagegen das kleine zarte Geschöpf, das sie schon am Tag ihrer Geburt gewesen war. Zögerlich, ängstlich und häufig weinerlich. »Als ob Sophia ihr schon im Mutterleib die Energie streitig gemacht hätte«, pflegte Franz zu sagen.

Eine ganz andere Erklärung für die Wesensart der Zwillinge hatte ihre Schwiegermutter Pauline. »Für mich spiegelt sich der Charakter deiner Mutter Sophia in den beiden wider. Das junge Mädchen, das ich vor der Schwangerschaft kannte, strotzte nur so vor Lebensfreude und Energie. Erst als sie aus der Gebäranstalt heimkehrte, war sie oft traurig und ohne jeden Lebensmut.«

Sogar die Namen der Zwillingen spiegelten diesen Gegensatz wider. Von vorneherein war klar gewesen, dass eine Tochter nach Irenes Mutter Sophia heißen sollte. Als dann das zweite Kindchen dazukam, nannte Irene es spontan Klara. So hatte der Deckname ihrer Mutter in der Gebäranstalt gelaftet, wie sie bei einem Besuch im Heidelberger Waisenhaus von Schwester Agnes, der heutigen Leiterin, erfuhr.

Trotz ihrer Unterschiedlichkeit liebten Franz und Irene jedes ihrer Kinder von ganzem Herzen. Fränzel besuchte seit Ostern mit großem Erfolg die Altenstädter Volksschule. »Es wird keine vier Jahre dauern, bis Sie ihn in ein Internat geben können«, prophezeite der Lehrer. »Wenn er weiter so rasch lernt, kann er schon nach drei Schuljahren aufs Gymnasium gehen.«

Irene dachte mit sehr gemischten Gefühlen an diese bevorstehende Zeit der Trennung. Schon jetzt hatte sie nicht einmal in den aufgrund der Weinlese herrschenden Ferien viel von Fränzel. Dauernd war er mit den Landarbeiterkindern unterwegs und interessierte sich für jeden Vorgang auf dem Weingut. Sehr zu Franz' Freude.

Irene spürte dagegen häufig eine gewisse Wehmut. Die Kinder wurden so schnell groß. Zumal wohl auch keine weiteren dazukommen würden, hatte der Landauer Arzt für Frauenheilkunde ihr vor einem Jahr erklärt, als sie ihn deshalb aufsuchte. Nach Zwillingengeburt sei dies sogar recht häufig der Fall.

Nun zupfte Sophia energisch an ihrem Rock. »Gehen wir jetzt weiter?«, quengelte sie. »Wir wollten doch in die Stallungen.«

Gerade als sich Irene aus der unbequemen Hocke erhoben hatte und die schmerzenden Glieder streckte, sah sie den Verwalter Nikolaus Kerner auf sich zukommen.

»Wissen Sie vielleicht, wo sich Fränzel schon wieder herumtreibt?«, ergriff sie die Gelegenheit beim Schopf.

Kerner schüttelte den Kopf. »Zuletzt habe ich ihn im großen Weinkeller gesehen. Aber das ist mindestens zwei Stunden her.«

Irene spürte ein leichtes Ziehen in der Magengrube. »Also ist er nicht mit der Lesekolonie mitgegangen?«

»Ich glaube nicht. Aber machen Sie sich mal keine Sorgen. Bengel in diesem Alter treiben sich überall herum. Fränzel passiert schon nichts. Aber es ist gut, dass ich Sie gerade antreffe. Ihr Gatte möchte Sie gerne zu unserer Besprechung bitten.«

»Oh nein!«, jammerte Sophia.

»Was ist denn, mein kleines Fräulein?«

Irene seufzte. »Ich hatte den Mädchen versprochen, mit ihnen in die Stallungen zu gehen. Dort soll es neugeborene Kaninchen geben.«

Kerner lächelte. »Das ist wahr, Frau Gerban. Doch ich habe eine Idee«, wandte er sich an Sophia und ging nun seinerseits in die Hocke. »Was hältst du davon, wenn ich Albert, den Stallburschen, bitte, euch die Kaninchen zu zeigen? Dann kann eure Mama an unserem Treffen teilnehmen.«

»Eine wunderbare Idee«, stimmte Irene zu. Auch Sophias Miene hellte sich sofort auf.

»Worum geht es denn?«, fragte sie Kerner wenig später, während sie den Mädchen nachsah, die sich an Alberts Seite zu den Stallungen aufmachten.

»Ihr Gatte hat wohl erst heute Morgen per Telegramm erfahren, dass er nach seiner Reise nach Hamburg gleich noch nach Berlin weiterfahren muss. Dort hat man ihm einen sehr lukra-

tiven Geschäftskontakt zu einem örtlichen Weingroßhändler vermittelt, der sogar den Kaiserhof beliefert. Er wird wahrscheinlich erst zum Lesefest zurückkehren können und wünscht deshalb, dass Sie in seiner Abwesenheit in alles eingeweiht sind, was währenddessen hier zu tun ist.«

Falls sich Nikolaus Kerner darüber ärgerte, dass Franz ihm diesbezüglich nicht genügend zu vertrauen schien, ließ er sich das nicht anmerken.

Aber vielleicht ahnt Kerner ja auch, worum es Franz dabei wirklich geht, sinnierte Irene auf dem Weg ins Kelterhaus, wo die Besprechung stattfinden sollte. Er merkt, dass ich mich zunehmend unausgefüllt fühle und mich beschäftigen möchte, da Franz so oft auf Reisen ist. Gleichzeitig weiß er, dass ich mich nicht in die betrieblichen Angelegenheiten des Weinguts einmischen will. Das habe ich bei vorangehenden Besprechungen ja schon oft genug deutlich gemacht.

»Ich brauche natürlich noch einen zweiten Mustersatz mit Probefläschchen. Können Sie das bitte veranlassen, Hager?«

Der Schweighofener Kellermeister nickte. »Das versteht sich von selbst, Herr Gerban. Ich werde die Proben nach unserer Besprechung eigenhändig abfüllen.«

»Gut, denn ich würde gerne den Nachtzug nach Hamburg nehmen. Um ihn in Landau erreichen zu können, muss ich spätestens um vier Uhr nachmittags hier abfahren.« Franz zückte seine Taschenuhr und warf einen ungeduldigen Blick darauf. »Wenn ich den Weißenburger Zug verpasse, erreiche ich auch den Nachtzug in Landau nicht mehr. Wo bleiben sie denn nur?«

»Es ist erst elf Uhr«, beschwichtigte ihn der Kellermeister. »Ich bin sicher, sie werden jeden Moment eintreffen.«

Tatsächlich öffnete Nikolaus Kerner Irene gerade in diesem Moment die Tür zum Kelterhaus. Es war kühl hier drinnen, und Irene zog ihr Umschlagtuch fester um die Schultern. Franz trat auf sie zu und küsste sie flüchtig auf die Wange.

»Ich danke dir, dass du gleich mitgekommen bist. Leider

muss ich früher als gedacht abreisen, nämlich schon heute Nachmittag. Trägst du bitte Sorge dafür, dass meine Sachen rechtzeitig gepackt sind?«

»Natürlich. Ich werde Frau Burger unmittelbar nach meiner Rückkehr ins Gutshaus davon unterrichten.« Die ehemalige Hausdame im Altenstädter Herrenhaus hatte bereits vor zwei Jahren darum gebeten, nach Schweighofen wechseln zu dürfen. Seither leitete sie den dortigen Haushalt mit ihrer bewährt umsichtigen Routine.

Vor dem Gutspersonal verzichtete Irene auf jeden weiteren Kommentar. An ihrer umwölkten Stirn erkannte Franz jedoch, dass sie verstimmt war.

»Es hat sich eine unverhoffte Gelegenheit ergeben«, erläuterte er daher, als er seine Frau zu ihrem Platz auf der groben Holzbank geleitete, auf die Hager einige Kissen gelegt hatte. An dem fast zehn Meter langen Tisch nahm das in Zeiten der Weinlese durch Fremdarbeiter ergänzte Hofgesinde seine Mittagsmahlzeit ein, da die Räume im Gutshaus für die Menge der Helfer zu klein waren. Auch das große Buffet für das Lesefest, das man nach Abschluss der Ernte jährlich feierte, würde in diesem Raum aufgestellt werden.

Es roch durchdringend nach Maische. Längs der Wände standen riesige abgedeckte Holzbütten, in denen die ausgepressten Rotweintrauben lagen. Anders als Weißweine mussten sie mehrere Wochen darin gären, damit der Wein seine dunkelrote Farbe aus den Beerenschalen gewann. Erst danach wurde die Maische gekeltert.

Nachdem Irene Platz genommen hatte, fuhr Franz fort. »Gegen eine geringe Provision, die außerdem nur bei einem Geschäftsabschluss zum Tragen kommt, hat mir Meisel« – Irene war der Name von Franz' Hamburger Geschäftspartner bekannt – »einen Kontakt zu Blauberg und Söhne nach Berlin vermittelt. Das ist einer der bedeutendsten Weinhändler der Hauptstadt. Er beliefert sogar den Kaiserhof.«

Irene nickte. »Das hat mir Kerner bereits mitgeteilt«, unterbrach sie Franz mäßig begeistert.

»Gut, dann kannst du ja ermessen, was diese Chance für uns bedeutet.« Franz bemühte sich, Irenes mangelnden Enthusiasmus zu ignorieren. »Gelingt es mir, auch mit Blauberg ins Geschäft zu kommen, können wir endgültig beruhigt in die Zukunft blicken. Die Krise, die mein Vater selig zu verantworten hat, dürfte dann ein für alle Male überwunden sein.«

Irene nickte wieder. Doch im Gegensatz zu Nikolaus Kerner, dem Verwalter, und Johann Hager, dem Kellermeister, die beide über das ganze Gesicht strahlten, wirkte ihr Lächeln gezwungen.

Franz deutete das Zeichen richtig und bemühte sich, seinen Ärger hinunterzuschlucken. Es war nicht so, dass Irene Franz seinen Erfolg nicht gönnte, zumal sie ja alle davon profitierten. Bereits im Jahr ihrer Hochzeit hatte er begonnen, sich selbst um den Weinhandel zu kümmern, zumal er Kerner und Hager auf dem Weingut vorbehaltlos vertraute. Anders als seinem Onkel Gregor, der die Weingeschäfte nach Wilhelm Gerbans Tod interimswise geleitet und den Franz mit einer großzügigen Pension endgültig in den Ruhestand geschickt hatte.

Von Anfang an sah sich Franz auf dem Weinmarkt um und verließ schnell die zwar bewährten, aber ausgetretenen Pfade seines Ziehvaters. Jetzt belieferte die Weinhandlung Gerban nur noch die Hälfte ihrer ehemaligen Endkunden, und Ladengeschäfte unterhielt sie nur noch in Weißenburg und Landau.

Stattdessen hatte Franz auch im Deutschen Reich die Methode übernommen, die sein Vater ehemals nur für seine Geschäfte in Europa und Übersee gewählt hatte: Er belieferte sowohl mit seinen Fass- als auch mit den immer noch raren, in Flaschen abgefüllten Weinen Großhändler in allen Bundesstaaten. Nach wie vor gehörten auch die im Elsass stationierten reichsdeutschen Truppen zu seinen Kunden, ebenso wie die bayerische Garnison in Landau.

Der Umsatz des Weinguts hatte sich auf diese Weise bereits in den wenigen Jahren seit Wilhelms Tod verdoppelt. Und auch in anderer Hinsicht hatte sich Franz als kluger Geschäftsmann erwiesen: Anstatt seinen Schuldnern, den Straßburger Cousins und seiner französischen mütterlichen Freundin Marianne Serge die Kredite zurückzuzahlen, die ihm 1873 geholfen hatten, die schlimmsten Folgen der fehlgeschlagenen Immobilienspekulationen seines Ziehvaters zu verhindern, hatte er ihnen eine Gewinnbeteiligung angeboten, wenn sie ihre Gelder weiterhin in seinem Geschäft beließen. Alle Parteien hatten sich darauf eingelassen und würden in diesem Geschäftsjahr erstmals mit einer Rendite rechnen können.

Besonders stolz war Franz darauf, dass er trotz der Unwetterschäden von vor vier Jahren auch die dafür benötigte Menge Wein, insbesondere der Spitzenweine, erzeugen konnte. Hier hatte sich Johann Hagers Idee, sortenreine Spitzenwein-Cuvées aus Schweighofener und dazu gekauften Südpfälzer Trauben herzustellen, als unschlagbar erwiesen. Vor allem der Jahrgang 1873, in dem etliche Weingüter in der Südpfalz schwere Ernteeinbußen durch Unwetter in Kauf nehmen müssen, war wegen der geringen und daher heiß begehrten Menge für die Gerbans zur Goldgrube geworden. Man riss ihnen ihre Riesling- und Spätburgunderweine nahezu aus den Händen. Doch selbst weniger populäre Sorten wie Gewürztraminer, Grau- und Weißburgunder, Silvaner und der rote Portugieser hatten Spitzenpreise am Markt erzielt.

Schon im nachfolgenden Jahr hatte sich Franz zudem entschlossen, die Eisweinproduktion auszubauen. Er kaufte mit dem Gewinn des Jahrgangs 1873 jede Rieslinglage, die er im Umkreis von Schweighofen erstehen konnte, und ging ein Jahr später das ungeheure Risiko ein, deren Trauben bis zum Januar hängen zu lassen. Und wieder war ihm Fortuna hold und belohnte ihn mit einem der strengsten Winter der letzten Jahrzehnte. Durch diesen exquisiten und so seltenen Eiswein waren wie-

derum die ersten reichsdeutschen Großhändler auf die Weinhandlung Gerban aufmerksam geworden und hatten ihrerseits Referenzen für deren Spitzenweine innerhalb der Branche ausgesprochen.

Doch natürlich gab es auch einen Wermutstropfen, der Franz ab und an die Freude über seinen Erfolg vergällte. Er war jetzt nahezu jeden Monat für mehrere Tage auf Reisen, unterwegs im ganzen Reich und mittlerweile sogar im benachbarten Ausland, unter anderem in Belgien, den Niederlanden und Österreich. Dort besuchte er Weinmessen oder interessierte Großhändler und weitete seine Geschäfte immer mehr aus.

Kam er dann zurück, musste er oft bis spät in die Nacht arbeiten, was im Weißenburger Kontor an geschäftlichen Vorgängen liegen geblieben war, und hatte immer weniger Zeit für Irene und seine Familie. Das bedauerte Franz sehr, war jedoch ohne rechte Idee, wie er es ändern könnte. Denn noch waren die Häuser in Altstadt und Schweighofen mit den Hypotheken belastet, die sein Ziehvater seinerzeit aufgenommen hatte. Franz konnte zwar die vergleichsweise niedrigen Zinsen dafür problemlos aufbringen, wollte aber auch die gesamte Schuld so schnell wie möglich tilgen.

Irene war, wie auch heute, dagegen zunehmend verstimmt wegen seiner häufigen Abwesenheit. Leider zeigte sie darüber hinaus aber auch nicht die geringste Lust, ihn beim Weinhandel zu unterstützen. Im Gegenteil mied sie das Weißenburger Kontor, soweit sie nur konnte. Denn dort hatte Wilhelm Gerban sie seinerzeit mehrere Wochen lang eingesperrt, um sie zur Abtreibung von Fränzel zu zwingen.

Auch im Schweighofener Haushalt fand sich keine rechte Beschäftigung für sie. Denn selbstverständlich hatte Franz' Mutter Pauline die Haushaltsführung während Irenes beschwerlicher Zwillingsschwangerschaft übernommen. Seitdem dann noch Frau Burger vor zwei Jahren dazugestoßen war, bildeten die beiden wieder das perfekt aufeinander ein-

gespielte Duo, das einst auch den Haushalt in Altenstadt während Franz' Kindheit und Jugend geräuschlos und hoch professionell geleitet hatte.

So blieben Irene als eigene Aufgabe nur die drei Kinder. Sie weigerte sich erwartungsgemäß, ein Kindermädchen zu engagieren, und kümmerte sich selbst um die Belange der Kleinen. Aber das füllte sie mittlerweile längst nicht mehr aus, zumal Fränzel häufig auf dem Weingut unterwegs war, wo er mit seinen Schulkameraden unter den Landarbeiterkindern spielte.

Auch Sophia wurde immer selbstständiger und bat Fränzel oft, sie mitzunehmen, wenn er draußen unterwegs war. An anderen Tagen half sie mit ihren kindlichen Kräften im Stall oder in der Küche, wobei sie ohne ihr Wissen zwar allen im Wege stand, man sie aber aufgrund ihres Charmes lächelnd gewähren ließ. Lediglich Klara hing noch immer stark am Rockzipfel ihrer Mutter. Irenes Tatendrang brauchte dringend ein Ventil, das wurde Franz von Tag zu Tag klarer. Deshalb verfolgte er in jüngster Zeit die Idee, wie er sie dazu bewegen könnte, sich mehr um die Belange des Weinguts zu kümmern, und zwar auf Dauer, nicht nur in seiner Abwesenheit.

Wenn sich Hansi Krüger weiterhin so gut entwickelt, könnte ich Kerner in diesem Fall zum lokalen Geschäftsführer der Weinhandlung bestellen. Das gäbe mir die Möglichkeit, unsere Geschäfte noch weiter auszudehnen.

Bislang reagierte Irene jedoch zurückhaltend auf seine Bemühungen, sie mit Angelegenheiten des Weinguts zu betrauen, auch wenn sie alle ihr übertragenen Aufgaben gewissenhaft erfüllte. Nun, sein heutiger Versuch hatte mehr Gewicht als seine früheren. Er wollte Irene während der wichtigsten Zeit des Jahres, der Weinlese, mit in die Verantwortung für ein erfolgreiches Gelingen nehmen. Vielleicht würde ja dadurch der Funke endlich überspringen.

»Also, wir haben große Pläne mit diesem Jahrgang!« Herausfordernd sah Franz in die Runde. »Ich möchte ein weiteres Experiment wagen.«

Johann Hager, mit dem Franz seine Idee bereits erörtert hatte, lächelte. Irene und Kerner wirkten gespannt.

»Bislang wurden nur die Traubensorten für unsere Spitzenweine vor dem Keltern abbebert. Nun möchte ich den Versuch unternehmen, auch Grauburgunder und Gewürztraminer auf diese Weise zu veredeln.«

Irene ging ein Licht auf. »Ach, deshalb stehen noch einige Mostfässer-Wagen im Schuppen. Ich hatte mich schon gewundert.«

Franz nickte lächelnd. »Ja, ich lasse heute nur die Silvaner- und Weißburgundertrauben gleich vor Ort zu Most verarbeiten. Das übrige Lesegut wird am frühen Nachmittag angeliefert, hier vor Ort abbebert und gepresst und ein paar Stunden danach gekeltert.«

Das sogenannte Abbeeren, nämlich die Trauben von den Stielen zu lösen, war eine mühsame Arbeit. Sie lohnte sich allerdings, weil dadurch vermieden wurde, dass sich die Bitterstoffe in den Stielen und vor allem in den Blättern und anderen Fremdkörpern im Lesegut in den Most mischen konnten, was dem Geschmack des Weins natürlich sehr förderlich war.

»Ich habe eigens fünf weitere Arbeiterinnen angeworben, die beim Abbeeren helfen werden.« Er lächelte Irene zu. »Auch Fränzel will mithelfen. Ich habe ihm fünf Pfennige Tageslohn versprochen.« Seit einiger Zeit galt auch in Rheinbayern, wie man die Pfalz nannte, und dem Elsass die neue deutsche Währung in Mark und Pfennig, welche Gulden und Kreuzer abgelöst hatte.

»Wo ist Fränzel denn? Hast du ihn irgendwo gesehen?« Irene klang aufgeregt.

Franz runzelte die Stirn und überlegte. »Nach dem Frühstück hat er mir gesagt, dass er beim Fässerreinigen zusehen wollte. Mehr weiß ich nicht.«

»Da war er auch«, bestätigte Kerner. »Ich habe Fränzel heute Morgen im großen Weinkeller gesehen.«

»Ich sehe gleich nach der Besprechung noch mal nach ihm«, beruhigte der Verwalter Irene. »Wenn ihm etwas passiert wäre, wüssten wir es schon längst.«

Franz warf einen weiteren Blick auf seine Taschenuhr. »Lasst mich jetzt bitte fortfahren. Auf herkömmliche Weise werden in diesem Jahr nur noch die Silvaner-, Weißburgunder- und Portugiesertrauben gelesen. Sie werden gleich in den Weinbergen in den Traubenmühlen vorgepresst, der Most in die Fässer gefüllt und hierhertransportiert. Dann werden Maische und Most gekeltert und zum Gären in die großen Holzfässer abgefüllt. Bis auf den Portugieser natürlich. Der muss auf der Maische gären.«

Der Kellermeister Johann Hager hob die Hand. »Darf ich dazu auch einen Vorschlag machen, Herr Gerban?«

Franz wirkte zwar überrascht, stimmte aber zu. »Natürlich, Hager. Bislang haben sich all Ihre Vorschläge bewährt.«

»Was halten Sie denn von einem weiteren Experiment mit den Portugiesertrauben?«

»Was für ein Experiment soll das sein?«

»Nun, eines Tages kam es auf dem Weingut, auf dem ich vor meiner Schweighofener Zeit beschäftigt war, zu einer Panne. Ein ungebildeter Erntehelfer füllte die gepressten Portugiesertrauben schon nach wenigen Stunden in die Kelter, wie er es von den Weißweintrauen gewohnt war. Heraus kam schließlich ein hellroter Most. Der Weingutsbesitzer tobte und wollte den Most wegschütten. Schließlich ließ er ihn wie Tresterwein als Haus-trunk verarbeiten.«

Hager machte eine kleine Pause.

»Na und?« Franz schwante plötzlich, worauf Hager hinauswollte. »Nun sagen Sie nicht, das Gebräu hätte auch noch geschmeckt.«

»Doch. Am Ende hatte man einen frischen, leichten rosé-

farbenen Wein gewonnen«, bestätigte Hager. »Ich mochte ihn gern, und vor allem meine Frau schwärmt noch heute davon.«

»Und nun wollen Sie mir vorschlagen, einen solchen Pannewein zu produzieren? Mit dem Siegel des bekannten Weinguts Gerban?«

»Es wäre einen Versuch wert. Wir könnten ja zunächst nicht mehr als einen halben Fuder herstellen. Taugt der Wein nicht, haben wir keinen großen Verlust. Schmeckt er jedoch, hätten Sie im nächsten Jahr eine weitere Novität.«

»Und wie soll ich einen solchen Wein anpreisen? Als Experiment oder als Fehler bei der Rotweingärung?« Franz blieb skeptisch.

»Als altes Rezept aus französischen Klöstern. Dort wurde ein solcher Wein wahrscheinlich schon im Mittelalter hergestellt. Ich habe mich sachkundig gemacht.«

Franz begann, freudig zu grinsen. »Dann versuchen wir es wie von Ihnen angeraten. Ich denke, wir nehmen die Portugieserlage bei Schweigen dafür.«

»Die ganze Lage?«, fragte Kerner ungläubig. »Das sind mindestens drei Fuder Wein. Eher mehr.«

Franz nickte. »So machen wir es. Wer nicht wagt, der nicht gewinnt. Aber wir brauchen natürlich neue Fässer dafür. Gibt es noch welche?«

Kerner nickte. »Fünf Fuder-Fässer hätten wir noch in Reserve. Aber danach müssten wir sofort neue bestellen.«

Franz wandte sich an Irene. »Würdest du das übernehmen, mein Liebes? Du könntest mit Hansi Krüger zu Minnas Mann Otto nach Schweigen fahren und dabei auch gleich deine alte Freundin besuchen.«

Zum ersten Mal während der Besprechung wurde Irenes Lächeln herzlich. »Das mache ich natürlich sehr gerne und nehme die Mädchen auf diesen Ausflug mit. Sophia liebt ihre Patentante heiß und innig. Auch Klara ist sehr gern dort.«

Die restlichen Punkte hakte Franz so schnell wie möglich ab,

zum einen, da er vor seiner Abfahrt nach Hamburg noch einiges zu erledigen hatte, zum anderen, weil er frustriert bemerkte, dass Irene das Interesse gleich wieder verlor. Immerhin erfuhr er noch, dass die Menge und Qualität der Trauben aus den Weinbergen, die nach dem Unwetter vor vier Jahren neu bepflanzt worden waren, schon überraschend gut ausfiel. Wie auch der Most aller alten Lagen, die bereits gelesen waren, eine gute bis sehr gute Süße aufwies. Johann Hager legte Franz die aktualisierte Tabelle mit den Mostgewichten vor, die er gerade erst am Morgen mit der Oechslewaage selbst ermittelt hatte.

»Bitte besprechen Sie sich alle drei regelmäßig über die Fortschritte und erstatten mir telegrafisch Bericht. Besonders, wenn es unvorhergesehene Probleme geben sollte«, schloss Franz die Diskussion über seine Tagesordnungspunkte schließlich ab. Dabei verzichtete er darauf, Irene explizit mit dieser Berichterstattung zu betrauen, was er ursprünglich vorgehabt hatte.

Nur beim letzten Thema, das er sich dafür eigens aufgespart hatte, richtete er das Wort wieder direkt an seine Frau. »Ich werde erst kurz vor dem Lesefest zurückkehren, meine Liebe. Würdest du dich mit meiner Mutter und Frau Burger um die nötigen Vorbereitungen kümmern?«

»Selbstverständlich«, stimmte Irene zu, diesmal ohne ein Lächeln. »Sofern die beiden mir noch etwas zu tun übrig lassen.«

Keinem der Männer am Tisch entging der bittere Unterton in ihrer Stimme.

Mit Johann Hager an ihrer Seite eilte Irene wenig später besorgt über den Hof des Weinguts. Sie hatte sich zunächst kurz davon überzeugt, dass der Stallbursche die Zwillinge längst zurück in Paulines Obhut gebracht hatte. Dabei erfuhr sie auch, dass es von Fränzel immer noch keine Spur gab. Ihre Unruhe stieg, als die ersten Leserinnen zum Abbeeren der geernteten Trauben zum Gut zurückkehrten und nochmals bestätigten, dass Fränzel heute nicht mit in die Weinberge gefahren war.

»Wo kann er nur sein? Vielleicht ist er gestürzt und hat sich verletzt!«

»Das müsste ja dann im großen Weinkeller geschehen sein und wäre sofort bemerkt worden. Schließlich wurden die Fässer heute Morgen gereinigt«, entgegnete Hager. »Aber ich begleite Sie jetzt selbstverständlich dorthin, um einmal nach dem Rechten zu schauen«, kam er Irenes Bitte zuvor.

Auf der glitschigen, nur von ein paar Petroleumlampen beleuchteten Treppe, die in den unterirdisch liegenden, größten Weinkeller des Gutes führte, reichte er Irene hilfe reich die Hand. Nur langsam gewöhnten sich ihre Augen an die Dunkelheit.

Im vorderen Teil des Kellers herrschte lebhaftes Treiben, das Irene nicht gleich einordnen konnte. Vor zwei der riesigen Fässer standen halb wüchsige Burschen, fast noch Kinder, und reichten immer wieder etwas in deren Inneres hinein. Beim Näherkommen erkannte Irene, dass es Schwämme und ausgewrungene Tücher waren.

»Was geschieht denn da?«, fragte sie den Kellermeister.

»Die Fässer müssen von innen gereinigt werden, bevor wir sie mit dem frischen Most füllen können.«

»Von innen? Wie geht das denn vonstatten?«

Hager winkte sie näher an das erste Fass heran, das gerade bearbeitet wurde. »Da drinnen befindet sich ein Knabe, der durch diese enge Öffnung dort geschlüpft ist, und macht sauber. Ein erwachsener Mann würde gar nicht hineinpassen.« Tatsächlich erschien in diesem Moment der blonde Schopf von einem der beiden Jungen, die Irene am Morgen nach Fränzel gefragt hatte, vor dem Loch, das durch einige herausgenommene Fassdauben entstanden war.

»Kinder?«, fragte sie ungläubig. »Wir beschäftigen auf unserem Weingut Kinder mit solchen Arbeiten?« Sie ärgerte sich über sich selbst, weil ihr das bislang offensichtlich entgangen war.

Hager sah Irene überrascht an. »Kinder helfen seit jeher bei

der Lese mit, Frau Gerban. Das ist überall in der Pfalz so. Dafür gibt es ja eigens Schulferien.«

»Ja, das weiß ich«, fiel ihm Irene ins Wort. »Aber ich dachte, Kinderarbeit wäre auf die Weinlese beschränkt.«

»Wir beschäftigen in dieser Zeit auch einige ältere Knaben mit der Fassreinigung«, fuhr Hager unbeirrt fort. »Auch das ist Sitte und Brauch seit alters her.«

Irene ließ das auf sich wirken. Es erinnerte sie unangenehm an ihre Fabrikzeit, wo Kinder unter anderem dazu herangezogen worden waren, das Innere der Heizöfen, mit denen die Dampfmaschinen angetrieben wurden, zu reinigen.

»Aber ich hoffe, die Kinder werden bei allen Tätigkeiten nicht über Gebühr beansprucht«, wandte sie ein.

»Das versteht sich von selbst«, antwortete Hager. »Jedes Kind hilft nur gemäß seinen Fähigkeiten mit. Die kleinsten heben bei der Ernte zu Boden gefallene Trauben auf oder helfen beim Abbeeren. Die größeren lesen mit. Die Fässer-Reinigung ist bei den Knaben sogar die beliebteste Tätigkeit. Und auch die lukrativste. Ihr Gatte zahlt zehn Pfennig pro sauberes Fass.«

Bevor Irene etwas erwidern konnte, war der blonde Knabe aus seinem Fass geklettert. »Heda, Konrad! Komm einmal her!«, rief Hager ihn an.

Der Junge näherte sich zögernd. Seine Miene wirkte im Schein der Lampen wie das personifizierte schlechte Gewissen. »Weißt du, wo Fränzel sein könnte?«

Der Junge wies in Richtung der langen Fassreihe, die sich im Dunkel des hinteren Weinkellers verlor. »Da habe ich ihn heute Früh zuletzt gesehen.« Seine Stimme klang piepsig.

Auch Hager wurde nun misstrauisch und fasste den Bengel am Ohr. »Wo genau war das? Zeig es uns!«

Irene hatte schon eine der am Boden vor dem Fass stehenden Lampen ergriffen und eilte voraus. Plötzlich hörte sie aus der Ferne ein leises Klopfen. Als sie näher kam, konnte sie Fränzel

nirgends erblicken; das Klopfen wurde jedoch immer lauter, und schließlich vernahm sie auch ein leises Schluchzen. Es schien aus dem Inneren eines der großen Fässer zu kommen.

»Verdammt!«, fluchte Hager entgegen seiner sonstigen Höflichkeit in Gegenwart von Damen. Dann schüttelte er den Jungen, den er am Arm hinter sich hergezerrt hatte. »Habt ihr Fränzel etwa da eingesperrt?« Das Kind nickte furchtsam.

»Bleib hier stehen und rühre dich nicht von der Stelle!«, befahl Hager, kniete sich bereits vor das Fass und löste einige Dauben im unteren Bereich. Wenig später schloss Irene ihren zitternden und schluchzenden Sohn in die Arme.

»Was ist denn passiert, mein Schatz?«, fragte sie sanft, als sich Fränzel wieder ein wenig beruhigt hatte.

Ihr Sohn zog die Nase hoch. »Ich wollte auch einmal wissen, wie es in so einem Fass aussieht. Da haben Konrad, Martin und noch ein paar andere mich hier reingelassen, aber danach das Loch wieder zugemacht.«

Hager schoss zu Konrad herum und gab ihm eine schallende Ohrfeige. »Ja, seid ihr denn völlig verrückt geworden? Fränzel hätte da drin ersticken können!«, brüllte er.

»Es war Martins Idee«, jammerte der Junge und hielt sich die Wange, auf der sich alle fünf Finger von Hagers Hand abzeichneten. »Wir wollten den Fränzel spätestens nach dem Mittagessen wieder rauslassen.«

Hager hob erneut die Hand, aber Irene, die sich inzwischen wieder aufgerichtet hatte, fiel ihm in den Arm. Dann beugte sie sich zu Konrad hinunter.

»Warum habt ihr Fränzel denn eingesperrt?«

Erst jetzt fing Konrad an zu weinen. Dicke Tränen rollten ihm übers Gesicht. »Der Martin hat sich darüber geärgert, dass der Fränzel mit seinem Lohn geprahlt hat. Er hat behauptet, er kriegt fünf Pfennig pro Tag, wenn er beim Abbeeren hilft. Damit kann er dann machen, was er will, hat er gesagt. Sich Spiel-sachen oder Naschereien kaufen. Wir kriegen aber gar nichts für

unsere Arbeit, weil die Eltern unseren Lohn behalten. Dabei ist der Fränzel doch sowieso reich, und wir haben nichts.«

Trotz ihrer Empörung über den Streich, den die Buben Fränzel gespielt hatten, war Irene betroffen. Auch wenn die Landarbeiter auf dem Weingut Gerban dank Franz' Initiative über bessere Wohnungen und einen höheren Lohn verfügten als auf anderen Gütern, waren die Familien immer noch bitterarm. Zumal wenn sie kinderreich waren.

Plötzlich kam ihr eine Idee. »Ich möchte, dass alle Kinder, die heute bei der Lese und auf dem Gut mitgeholfen haben, heute um sechs Uhr abends ins Kelterhaus kommen.«

Auf dem Rückweg zum Gutshaus überschlug sie im Geiste ihre Vorräte. Zumindest für heute dürften sie reichen. Franz hatte ihr genug von seinen zahlreichen Reisen mitgebracht.

»Ich möchte mich bei allen entschuldigen, die ich heute Morgen mit meiner Angeberei gekränkt habe. Das wird nicht wieder vorkommen.«

Gerührt betrachtete Irene ihren bald siebenjährigen Sohn, der sich nach einem langen Gespräch mit ihr dazu bereit erklärt hatte, diese kleine Ansprache zu halten.

Dann trat sie selbst vor die Kinderschar. Sie bestand aus ungefähr zwanzig Jungen und Mädchen in abgetragenen, vielfach geflickten Kitteln oder Schürzen und Holzpantinen. Die jüngsten mochten kaum so alt sein wie Fränzel, die ältesten ungefähr elf oder zwölf Jahre alt wie Martin, der Rädelsführer des Streichs, den man ihrem Sohn gespielt hatte. Er wippte nervös mit den Füßen auf und ab.

»Trotzdem finde ich es nicht gut, dass einige von euch Fränzel in ein Fass gesperrt haben, in dem wir ihn erst nach Stunden fanden. Er selbst und auch ich als seine Mutter haben große Ängste ausgestanden. Ich erwarte daher auch von den Verantwortlichen eine Entschuldigung.«

Sie blickte Martin auffordernd an, der zögernd nach vorn trat,

gefolgt von Konrad und drei weiteren Knaben. »Es tut mir leid.« Martin klang ehrlich zerknirscht. »Wir wussten nicht, dass man in einem Fass irgendwann keine Luft mehr bekommt.« Er sah Fränzel an und verbeugte sich. »Ich bitte dich um Entschuldigung.«

Fränzel nickte und suchte Irenes Blick. »Nimmst du Martins Entschuldigung an?« Fränzel nickte ein weiteres Mal. »Dann reich ihm die Hand!«

Als sich auch die weiteren Knaben für ihren Streich entschuldigt und Fränzel jedem die Hand gegeben hatte, griff Irene hinter sich in einen Henkelkorb.

»Ich weiß, dass ihr alle kein Geld für eure Mithilfe bei der Lese bekommt, weil eure Eltern den Lohn brauchen, um Essen und Kleidung für euch zu bezahlen. Deshalb dürft ihr euch jetzt jeden Abend nach der Arbeit hier einfinden, um euch eine Süßigkeit abzuholen. Heute habe ich Schokolade für euch. Für jedes Kind gibt es einen Riegel.«

Strahlend traten die Kinder vor, um die ungewohnte Leckerei in Empfang zu nehmen. »Ich habe noch nie Schokolade gegessen«, piepste ein kleines Mädchen mit blonden Zöpfen. Es stellte sich schnell heraus, dass sie nicht die Einzige war.

»So lasst euch die Süßigkeit schmecken. Mit herausnehmen dürft ihr sie nicht. Ihr müsst sie hier essen«, hielt Irene einen Jungen zurück, der sich bereits zur Tür wenden wollte.

Diesen Rat hatte ihr Nikolaus Kerner erteilt, als sie ihn in ihren Plan einweihte. »Wenn Sie den Kindern wirklich etwas Gutes tun wollen, sollten sie ihr Geschenk gleich an Ort und Stelle verzehren. Wer weiß, ob es ihnen nicht sonst jemand wegnimmt. Für einen Riegel Schokolade dürfte es in so mancher Gastwirtschaft ein Bier geben.«

Das hatte Irene eingeleuchtet. Nun beobachtete sie gerührt, wie die Kinder verzückt an ihren Riegeln lutschten. Manche hatten dabei sogar die Augen geschlossen. Erst als sie sich auch noch den letzten Rest von den kleinen Fingern geschleckt hatten, gab Irene das Zeichen zum Aufbruch.

»Bis morgen Abend also, meine Lieben. Ich werde die Köchin bitten, Sahnebonbons zu machen. Oder Krapfen zu backen. Das weiß ich noch nicht.«

Jubelnd strömten die Kinder hinaus in die Abenddämmerung.

Minnas Haus in Schweigen *Oktober 1877, einige Tage später*

»Also, ihr beiden! Wollt ihr jetzt nicht einmal schauen, was in der Werkstatt so alles vor sich geht? Mein Sohn Otto wird euch alles zeigen. Eure Mutter und ich würden gern ein paar Worte in Ruhe miteinander sprechen.«

»Au ja, Tante Minna!«, rief Sophia und wischte sich die letzten Krümel ihres Butterkuchens vom Mund. Klara dagegen, die auf Irenes Schoß saß, kuschelte sich noch enger an ihre Mutter.

Sophia betrachtete das mit einem Anflug von Eifersucht. »Darf ich denn so lange, bis Otto kommt, auf deinem Schoß sitzen, Tante Minna?« Ihr Wunsch war verständlich, denn Minna war ihre Patentante.

Die wehrte jedoch ab. »Heute nicht, mein Kleines. Ich bin immer noch etwas verkühlt und möchte dich nicht anstecken.« Sie hüstelte.

Sophia zog einen Schmollmund und wandte sich an Irene. »Darf ich dann auch mal auf deinen Schoß?«

In diesem Moment kam Otto junior, Minnas ältester Stiefsohn, in die Küche. Er war mittlerweile vierzehn Jahre alt und Lehrling in der Küferwerkstatt seines Vaters. Während er sich rasch ein Stück Butterkuchen griff, fragte Irene: »Was möchtest du den Mädchen denn in der Werkstatt zeigen? Sicher stehen sie dort überall im Weg herum.«

Otto schüttelte den Kopf und schluckte sein Kuchenstück hinunter, bevor er antwortete. »Keine Sorge, Frau Gerban. Ich passe schon gut auf die beiden auf. Erst zeige ich ihnen, wo die

großen Fässer gemacht werden. Dann nehme ich sie in die Lehrwerkstatt mit. Mein Vater hat mir aufgetragen, ein Branntweinfässchen herzustellen, an dem ich schon einmal üben kann, richtig mit den Dauben umzugehen. Ich zeige den Mädchen erst, wie man sie einsteckt und mit einem eisernen Reifen zusammenhält. Danach können sie mir beim Bemalen des Fässchens helfen. Und wenn dann noch Zeit ist, besuchen wir die Lämmchen im Stall.«

»Au ja!«, rief Sophia wieder, während sich Klara nach wie vor eng an Irene kuschelte. Die ergriff ihr Töchterchen sanft und stellte es auf den blank geschuerten Fliesenboden. »Also geht jetzt mit Otto und lasst uns eine Weile allein.«

Als die drei die Küche verlassen hatten, betrachtete sie Minna, die bereits wieder hüstelte, besorgt. »Das ist aber ein hartnäckiger Katarrh. Den schleppst du ja schon seit dem Sommer mit dir herum. Geht es dir wirklich gut?«

»Mit mir steht alles zum Besten«, wehrte Minna ab.

»Aber mich dünkt, du bist auch schmaler geworden.«

»Es geht mir gut«, betonte Minna jetzt nachdrücklich. »Dass ich ein wenig schlanker geworden bin, ist nur von Nutzen. So muss ich meine Winterkleider nicht weiter machen. Sag mir lieber, wie es dir geht!«

Irene zuckte mit den Achseln. »Mir geht es wie immer. Franz ist schon wieder auf Reisen, diesmal sogar in Berlin. Wenn seine Geschäfte dort erfolgreich sind, wird unser Wein wohl demnächst an der kaiserlichen Tafel serviert werden.«

»Das ist ja fantastisch!«, rief Minna, was Irene daran gemahnte, dass sie selbst bislang recht wenig Begeisterung für diese Chance, die sich der Weinfirma Gerban bot, gezeigt hatte.

»Aber dich freut das nicht«, konstatierte Minna nüchtern nach einem Blick in Irenes Gesicht, bevor sie wieder zu husteln begann.

Irene seufzte. »Ich gönne Franz seinen Erfolg und bin auch sehr stolz auf ihn. Aber er fehlt mir so sehr. Ich fühle mich einsam und unausgefüllt, wenn er nicht da ist.«

»Du hast doch die Kinder«, wunderte sich Minna.

»Natürlich! Sie sind mein ganzer Stolz. Aber obwohl ich immer noch alle Kleidchen der Zwillinge nähe, beschäftigt mich das nicht den ganzen Tag. Die Mädchen halten außerdem noch ihren Mittagsschlaf und wollen ab und zu auch zu ihrer Oma Pauline. Fränzel ist ohnehin den ganzen Tag auf dem Gut unterwegs. Kaum dass er pünktlich zu den Mahlzeiten kommt. Ich spiele zwar viel mit den Mädchen und lese ihnen vor, aber ...« Sie stockte.

»Aber das reicht dir nicht!«, vollendete Minna Irenes Satz. Die nickte.

»Jetzt hast du doch endlich einmal Zeit für dich! Du musst nicht mehr von frühmorgens bis spät in die Nacht als Textilarbeiterin schuften und kannst tun, was dir beliebt.«

Irene blieb stumm.

»Du könntest zum Beispiel endlich all die Bücher lesen, wie du es dir früher gewünscht hast. Bis du die Altenstädter Bibliothek durchhast, dürften noch Jahre vergehen.«

»Da hast du recht, Minna. Doch seit Frau Burger bei uns tätig ist, fahre ich nicht mehr gerne dorthin. Frau Burger hat mir früher die Bücher stets bereitgelegt, um die ich bei meinem vorigen Besuch gebeten hatte. Ottilie und Gregor bin ich deshalb so gut wie nie begegnet. Das ist heute anders.«

»Und die siehst du nicht so gern. Verstehe ich gut. Nach allem, was sie deiner Mutter angetan haben.«

»Das ist die eine Seite, Minna. Die andere ist, dass sie ja nicht einmal ahnen, dass ich ihre leibliche Nichte bin. Sie halten mich nach wie vor für ein emporgekommenes Dienstmädchen. Und lassen mich das mehr als deutlich spüren.«

»Außerdem habe ich niemanden, mit dem ich über die Bücher sprechen kann, wenn Franz nicht da ist«, fügte sie hinzu.

»Was ist mit deiner Schwiegermutter Pauline?«

»Pauline ist eine herzensgute Frau. Kurz nach meiner Ankunft hatten wir viele, sehr innige Gespräche miteinander. Aber

mittlerweile ist die Vergangenheit kein fesselndes Thema mehr. Und so belesen, wie ich einmal dachte, ist Pauline nicht. Sie hat andere Interessen als ich.«

»Und die wären?«, hakte Minna nach.

»Nun, sie spielt viel Klavier und macht Besuche bei ihren alten Bekannten. Wenn nichts im Haushalt zu regeln ist, verbringt sie mehrere Stunden des Tages mit Sticken. Sie ist eben eine wahre Vertreterin ihrer Gesellschaftsschicht und hat nie ein anderes Leben geführt.«

»Im Gegensatz zu dir«, konstatierte Minna.

Irene nickte bedrückt.

»Also gilt für dich wohl das alte Sprichwort: »Bedenke, was du dir wünschst, denn es könnte dir gewährt werden««, sagte die Freundin mit leiser Ironie.

»Ich wollte nie eine feine Dame sein«, begehrte Irene auf.
»Ich wollte mit Franz zusammen sein, sonst nichts!«

»Nun, das eine geht wohl nicht ohne das andere.« Minna überlegte. »Aber falls du dich nicht davor scheust zu arbeiten, warum engagierst du dich dann nicht mehr auf dem Weingut?«

»Franz hätte das gerne«, räumte Irene ein. »Aber von diesem Geschäft verstehe ich nichts. Nikolaus Kerner und Johann Hager sind absolute Experten auf ihrem Gebiet. Ich könnte ihnen selbst in zwanzig Jahren nicht das Wasser reichen. Abgesehen davon, dass es sie sicherlich in ihrem Stolz kränken würde, wenn ich ihnen in ihre Arbeit hineinpfusche.«

Sie redete sich in Rage. »Du siehst doch, dass selbst heute Hansi Krüger mit hierhergekommen ist, um das Geschäft mit deinem Mann abzuwickeln. Und in der Tat wüsste ich nicht, was ein brauchbares Fass von einem weniger brauchbaren unterscheidet. Es ist Franz' schlechtes Gewissen, das ihn diese Vorschläge machen lässt. Er will mich beschäftigen.«

»Damit meint er es doch nur gut«, wandte Minna ein.

Irene lächelte bitter.

»Warum begleitest du Franz nicht auf einigen Reisen? Vor

allem an solch interessante Orte wie Berlin?«, kam Minna eine neue Idee.

»Daran habe ich auch schon gedacht, zumal die Mädchen jetzt groß genug sind, um einmal für ein paar Tage in der Obhut Paulines zu bleiben. Aber das findet Franz nicht gut. Er argumentiert, dass er von den Sehenswürdigkeiten der Orte, die er besucht, gar nichts sieht, sondern den ganzen Tag mit seinen Geschäften befasst ist. Auch am Abend. Bei den Geschäftsessen mit seinen Partnern macht er sogar die erfolgreichsten Abschlüsse.«

»Und allein kannst du als seine Gattin natürlich nichts unternehmen. Das schickt sich nicht für die Frau eines wohlhabenden Weinhändlers und Großgrundbesitzers.« Nun klang Minna etwas sarkastisch.

Irene nickte. »Ich müsste Rosa mitnehmen, mit der ich nie richtig warm geworden bin. Außerdem würde die dann wiederum Pauline in Schweighofen fehlen.«

»Mein Gott, ist das alles kompliziert!« Minna hüstelte wieder und nahm einen Schluck von ihrem mittlerweile kalt gewordenen Tee. »Soll ich uns einen neuen aufbrühen?«, bot sie an.

Irene lehnte ab. »Danke, ich habe genug. Ich muss ohnehin um sechs Uhr wieder zurück in Schweighofen sein.«

»Aha!« Minna merkte auf. »Heute gibt es also doch etwas für dich zu tun? Außer die Kinder ins Bett zu bringen, meine ich damit natürlich.«

Irene erzählte Minna von ihren allabendlichen Schenkungen an die Landarbeiterkinder. Die Freundin beobachtete sie fasziniert.

»Das ist tatsächlich das erste Mal, dass du heute strahlst, Irene«, freute sie sich. »Wenn es um das Wohl der Landarbeiterkinder geht.« Wieder hüstelte sie.

Irene musterte Minna scharf. »Ich glaube, du hustest heute sogar noch mehr als bei meinem letzten Besuch.«

»Ach was. Das bildest du dir ein«, wehrte Minna ab. Dann wechselte sie rasch das Thema.

»Wie geht es denn Emma? Hast du in letzter Zeit etwas von ihr gehört?« Irene hatte Minna natürlich vom traurigen Schicksal ihrer Lambrechter Freundin berichtet. Nun seufzte sie.

»Leider geht es ihr gar nicht gut. Georg hat seine Arbeit verloren. Darauf mussten sie auch die Wohnung räumen. Emma ist vorerst mit den Mädchen wieder zu Trude Ludwig gezogen. Sonst lägen sie jetzt alle auf der Straße. Sie selbst ist mittlerweile durch die Entbehrenungen der letzten Jahre zu schwach, um in der Fabrik zu arbeiten. Selbst in der Stillstube kam sie am Ende nicht mehr zurecht.« Minna schnaubte, was sie mit einem erneuten, diesmal heftigen Hustenanfall bezahlte.

»Warum holst du Emma und ihre Töchter denn nicht zu dir nach Schweighofen?«, japste sie, als sie wieder zu Atem kam.

»Georg hat es verboten«, erwiderte Irene kurz. »Er hat wieder damit gedroht, ihr die Kinder wegzunehmen. Ich war eigens in Weißenburg bei Monsieur Payet, unserem Rechtsbeistand, um mich zu erkundigen, ob Georg das überhaupt möglich wäre. Leider hat Payet es mir bestätigt. Georg kann Emma schlagen und die Mädchen aufgrund seiner Trunksucht dem erbärmlichsten Mangel aussetzen, als Familienoberhaupt behält er trotzdem das Sagen. Wenn er will und darüber einen richterlichen Beschluss erwirkt, könnte er die Mädchen sogar an Emma vorbei zur Adoption freigeben.«

»Das ist ja furchtbar!«

»In der Tat«, bestätigte Irene. »Also schicke ich Emma regelmäßig Geld. Zum einen, damit sie Trude davon einen Beitrag für ihren Lebensunterhalt geben kann, aber vor allem, damit sie Georg damit zum Saufen schickt. Wir hoffen, dass er sie im Gegenzug zumindest in Ruhe dort wohnen lässt.«

Die beiden Frauen schwiegen eine Weile erschüttert.

»Aber eine Lösung auf Dauer ist das doch nicht«, sagte Minna schließlich leise.

»Natürlich nicht!« Irene geriet wieder in Rage. »Aber was sollen wir anderes tun in einem Land, dessen Gesetze Männern

solch eine Allmacht über ihre Ehefrauen verleihen. Wo Arbeiterinnen nur ein Drittel dessen verdienen, was ein Mann für die gleiche Arbeit und Stundenzahl bekommt. Wo Kinder noch immer illegal beschäftigt werden, weil ihre Eltern nicht wissen, wovon sie sie sonst ernähren sollen. Weil ...«

Minna hob lächelnd die Hand und stoppte Irenes leidenschaftlichen Redefluss.

»Jetzt weiß ich, worin deine wahre Bestimmung liegt und was die richtige Aufgabe für dich sein könnte, die dich ganz und gar ausfüllt. Ich weiß nur noch nicht, wie du sie in die Tat umsetzen kannst.«

Kapitel 2

Berlin

die letzte Woche im Oktober 1877

»Sehr fruchtig, sehr süffig, Ihr Spätburgunder. In der Tat! Ganz wunderbar.«

Franz' Gegenüber roch noch einmal an dem Rotwein, nahm einen weiteren Schluck aus dem Kelch und rollte den Wein eine Weile im Mund hin und her. Dann spuckte er ihn in den irdenen Krug, der auf dem Tisch der Probierstube von Blauberg und Söhne, Berlins bekanntester Weinhandlung, stand.

»Das freut mich sehr, Herr Blauberg. Darf ich fragen, wie Ihnen der Rotwein mundet?«, wandte sich Franz dann an den zweiten Mann am polierten Holztisch. Es war Hermann Gehl, der stellvertretende Geschäftsführer.

Arnold Blauberg, der korpulente, untersetzte Inhaber der Firma, war der einzige verbliebene Angehörige der alteingesessenen Weinhändlerfamilie. Seine beiden jüngeren Brüder waren im Deutsch-Französischen Krieg gefallen. Soweit Franz unterrichtet war, gab es auch keine Söhne, die das Geschäft in die vierte Generation im Familienbesitz hätten führen können. Blauberg war seit Langem verwitwet. Gerüchte besagten, dass der Mittvierziger mit den graumelierten Haaren und der von feinen roten Äderchen durchzogenen, knollenförmigen Nase sich nicht viel aus Frauen machte.

Geschwätz, auf das Franz nicht viel gab. Immerhin war der Ruf der Weinhandlung tadellos genug, um den Kaiserhof beliefern zu dürfen. Und nur darauf kam es Franz an, alles andere betrachtete er als die Privatangelegenheit des Weinhändlers.

Hermann Gehl, dem man nachsagte, dass er demnächst zum Kompagnon Blaubergs aufsteigen würde, spuckte seinen Rotwein ebenfalls in den Krug. »Hervorragend, Herr Gerban. Wirklich ganz hervorragend. Allerdings ...« Er stockte.

Franz' Herz begann, schneller zu schlagen. »Allerdings keine echte Sensation. Wir haben bereits eine vergleichbare Spitzenlage aus Deidesheim in unserem Programm. Sie verstehen ...« Er stockte wieder und sah Blauberg an.

Der schürzte seine vollen Lippen unter dem gepflegten Schnurrbart. Seine Koteletten reichten wie bei Kaiser Wilhelm bis auf den Hemdkragen hinab.

»Natürlich dürfen wir uns mit unseren Weinen keine Konkurrenz im eigenen Programm machen«, stimmte Blauberg seinem Partner zu. »Wir brauchen Alternativen zu den Weinen, die wir bereits in unserem erlesenen Kundenkreis vertreiben, keine austauschbaren Produkte. Und wie mein geschätzter Gehl schon sagte, Ihr Rotwein ist zwar noch eine Spur samtiger und fruchtiger als der Deidesheimer«, er hob das Glas ins Licht der Deckenlampe, »und, wie mich dünkt, auch von leuchtenderer Farbe. Aber ob unsere Kunden das wirklich merken und zu schätzen wissen? Die meisten halten sich zwar für Weinkenner, aber ...« Blauberg lächelte süffisant und ließ den Rest des Satzes unvollendet.

»Zumal ein Dutzend Flaschen des Deidesheimers etliche Mark preiswerter im Einkauf sind«, fiel Gehl ein.

Aha! Daher weht der Wind also. Franz war gleichermaßen amüsiert wie beruhigt. *Sie wollen mit mir feilschen.* Er kannte selbstverständlich den Spätburgunder des Deidesheimer Konkurrenten und wusste um dessen Qualität, sehr wohl jedoch auch um die kleinen, aber feinen Unterschiede zugunsten des eigenen Erzeugnisses.

»Aber der Riesling und der Gewürztraminer sind unstrittig eine Bereicherung Ihres Sortiments?«, hakte er nach, bevor er seinen letzten Trumpf ausspielte.

Blauberg lächelte. »Für das Gros unserer Kunden sicherlich. Aber für den Hof...?«

»Da braucht es ganz besondere Weine«, fiel Gehl erneut ein.

»Nun, da hätte ich Ihnen vielleicht noch etwas ganz Besonderes anzubieten.« Franz öffnete ein weiteres Fach seines gepolsterten Musterkoffers und zog eins der darin enthaltenen Probefläschchen hervor. Ihm entging dabei nicht, dass die Augen seiner Geschäftspartner zu leuchten begannen.

Blauberg schlug sich etwas zu theatralisch mit der Hand an die Stirn. »Ach ja! Ich vergaß fast vollständig...« Langsam gingen Franz die unvollständigen Sätze seines Gegenübers auf die Nerven.

»Unseren Eiswein«, kam er Gehl zuvor, der schon den Mund geöffnet hatte. »Bevor Sie diese exklusive Spezialität kosten, stelle ich jedoch eine Bedingung.«

Die Herren betrachteten Franz mit großen Augen.

»Spülen Sie Ihren Mund mit Wasser aus, und essen Sie am besten noch ein paar Stücke Brot! Ich möchte nicht, dass sich der herbe Geschmack des Spätburgunders mit diesem überaus lieblichen Wein beißt.«

Die beiden zögerten kurz, leisteten dann aber Franz' Aufforderung Folge. Währenddessen leerte der den goldgelben Inhalt des Probefläschchens in drei kleine Dessertweingläser. Sofort begann sich, ein wunderbarer Duft am Tisch zu verbreiten.

Blauberg schnupperte. »Der riecht ja köstlich«, entfuhr es ihm.

Franz lächelte in sich hinein und erwiderte nichts darauf. Stattdessen erhob er sein Glas und wartete, bis die Herren einen weiteren Schluck Wasser getrunken hatten.

»Auf Ihr ganz besonderes Wohl«, stieß er dann mit ihnen an.

Amüsiert beobachtete er, wie sich Blaubergs Nasenlöcher weiteten, während er an seinem Glas Eiswein roch und sodann fast zaghaft daran nippte. Unwillkürlich verzog sich sein flei-

schiges Gesicht vor Entzücken. Er rollte den Wein im Mund und schluckte ihn dann zu Franz' Erstaunen sogar hinunter, um gleich darauf den nächsten größeren Schluck zu nehmen.

»So muss der Wein der Götter im Olymp geschmeckt haben«, schwärmte er, jetzt gänzlich ohne die Maske des professionellen Weinhändlers. »Wie nannte man dieses Getränk doch gleich?«

»Nektar«, erinnerte sich Franz dankbar an eine Stunde des ehemals so langweiligen Altgriechischunterrichts im Straßburger Lyzeum und fügte überflüssigerweise hinzu: »Ambrosia nennt man die dazugehörige Speise der Götter.«

Obwohl Gehl Blauberg missbilligend musterte, entging Franz nicht, dass auch er seinen Wein hinunterschluckte, anstatt ihn auszuspucken.

»Sie haben nachgesüßt«, unterstellte er Franz.

Obwohl das Nachsüßen der Weine nicht verboten war und auch auf dem Weingut Gerban in Maßen eingesetzt wurde, wenn auch nicht bei den Spitzenweinen, schüttelte Franz mit leichtem Ärger den Kopf.

»Das habe ich natürlich nicht, Herr Gehl. Das ist unser ganz besonderer Eisweinjahrgang von 1875. Da froh es nahezu ununterbrochen von November bis Januar.« Nicht zum ersten Mal beglückwünschte sich Franz dazu, das ungeheure Risiko eingegangen zu sein, die Ernte von drei kompletten Weinbergen dafür hängen gelassen zu haben.

Blauberg, jetzt eher in der Rolle des Weinkenners als in der des Weinhändlers, wie Franz erstaunt feststellte, wandte sich nun an Gehl. »Meisel aus Hamburg hat nicht zu viel versprochen. Das ist wirklich etwas ganz Besonderes.«

»Ich gratuliere Ihnen zu diesem Tropfen. Was verlangen Sie dafür? Ich nehme alles, was Sie noch auf Lager haben«, bot er Franz ohne weitere Rücksprache mit Gehl an.

Der setzte nun alles auf eine Karte. »Der Eiswein ist nur im Sortiment mit den Weißweinen und dem Spätburgunder,

die Sie ja bereits gekostet haben, erhältlich. Und bedauere, wir hatten zwar in diesem Jahrgang eine für Eiswein beträchtliche Menge von mehr als zwei Fuder. Aber er ist unser Spitzenprodukt, das uns auch andere Großhändler nahezu aus den Händen reißen.«

»Was heißt das?«, fragte nun Gehl, der einen kühlen Kopf bewahrte.

»Ich kann Ihnen einhundert Fläschchen zu je 0,375 Liter anbieten. Sofern Sie auch mindestens je zweihundert Flaschen der drei anderen Weine bestellen. Zum Großhandelspreis aus unserem Katalog.«

Gehl blätterte rasch das Heft durch, das Franz bereits zu Beginn der Weinprobe überreicht hatte. »Der Eiswein ist nicht ausgewiesen«, konstatierte er. »Hier steht ›Preis auf Nachfrage‹.«

Franz nickte kühl. »Mit Absicht, meine Herren. Der Preis richtet sich nämlich nach der Menge der übrigen abgenommenen Weine.«

»Gesetzt den Fall, wir würden sechshundert Flaschen der anderen Sorten bestellen. Was verlangen Sie dann für den Eiswein?«

»Fünfzehn Mark pro Flasche.« Spontan schlug Franz ein Drittel auf die Summe auf, die er ursprünglich verlangt hätte.

»Fünfzehn Mark? Sind Sie von Sinnen? Als Großhandelseinkaufspreis?«

»Zuzüglich der Kosten für den Transport.«

»Das kommt gar nicht infrage«, wehrte Gehl ab. Blauberg fasste ihn am Arm. »Nun beruhigen Sie sich doch einmal, Mann.«

Dann richtete er seinen Blick auf Franz. »Ich biete Ihnen zwölf Mark, wenn Sie mir zweihundert Flaschen liefern.«

»Das kann ich zu diesem Preis unmöglich tun. Das Produkt wird uns aus den Händen gerissen. Wir liefern es zu fünfzehn Mark pro Flasche sogar an unseren größten Kunden in New York.«

»Was ist mit dem Eiswein-Jahrgang 1876?«

Auf diese Frage hatte Franz gewartet. Er zog ein weiteres Probefläschchen heraus und schenkte den Herren ein. Beide kosteten und schluckten den Wein erneut hinunter.

»Auch dieser Jahrgang ist köstlich. Aber nicht so köstlich wie der von 1875.«

Franz nickte. »Das weiß ich, Herr Blauberg. Der letzte Winter war nicht so kalt wie der vorletzte. Wir mussten schon kurz vor Weihnachten lesen.« Er machte eine Kunstpause. »Aber diesen Wein kann ich Ihnen für zwölf Mark pro Flasche anbieten.«

»Er ist aber nicht so gut wie der Jahrgang 1875«, insistierte Blauberg.

Franz nickte wieder. »Das ist mir bewusst.«

Blauberg stieß hörbar den Atem aus. »Sie sind ja wirklich mit allen Wassern gewaschen, Herr Gerban. Ganz wie Ihr seliger Herr Vater, den ich einmal auf einer Weinmesse traf«, ergänzte er zu Franz' Überraschung. »Aber mich dünkt, Ihr Sortiment hat tatsächlich im Vergleich zu früher noch einmal an Profil hinzugewonnen. Obwohl die Weinhandlung Gerban schon damals einen guten Ruf hatte. Ins Geschäft kamen wir leider trotzdem nicht. Die Vorstellungen Ihres Herrn Vater und die unsrigen passten nicht zusammen.«

Franz verzichtete darauf nachzufragen, woran dies gelegen hatte. Zumal ihm Blauberg jetzt die erhoffte Frage stellte. »Also, unter welchen Umständen kommen *wir* ins Geschäft?«

Franz überschlug im Geiste rasch seine Möglichkeiten. »Was halten Sie davon, das ganze Gerban'sche Sortiment zu bestellen? Sie haben doch sicherlich Kunden, die weniger exklusiv als der Kaiserhof sind. Auch unser Portugieser und unsere übrigen Weißweine sind trinkbar und allemal als Tischweine in gut bürgerlichen oder sogar gehobenen Lokalisationen geeignet. Zumal ich auch da einige Novitäten plane.«

Er erzählte von dem Rosé, den er als leichten Damenwein anpries.

»Lassen Sie uns einen Vertrag machen, der uns eine gewisse Abnahmemenge pro Jahrgang garantiert und Ihnen die zuverlässige Lieferung eines ausgezeichneten Sortiments für nahezu jeden Geldbeutel und jeden Geschmack.«

»An welche Liefermenge denken Sie?«

Franz nannte seine Zahl und fügte hinzu: »Unter diesen Voraussetzungen bin ich bereit, Ihnen sogar dreihundert Flaschen des 1875-er Eisweins zum selben Preis anzubieten wie die gleiche Menge des nächsten Jahrgangs: für zwölf Mark pro Flasche.«

Gehl machte Blauberg ein Zeichen. Der deutete dies richtig und meinte: »Wir müssen uns kurz unter vier Augen besprechen.«

Die beiden verschwanden in einem Nebenraum, wo sie eifrig miteinander debattierten. Franz schnappte nur wenige Wortfetzen auf, die ihm allerdings zeigten, dass er auf dem richtigen Weg war.

»Mindestens zweiundzwanzig Mark pro Flasche ... Sensation der diesjährigen Ballsaison ... vielleicht sogar in den Wiener Markt ...«

Schließlich kamen die beiden zurück. Blauberg war hochrot im Gesicht, wirkte aber zufrieden. Gehl lächelte etwas verkniffen.

»Nun gut. Wir bieten Ihnen einen Vertrag zu den von Ihnen gewünschten Konditionen an. Aber zunächst befristet auf drei Jahre. Wenn wir dann mit Ihnen zufrieden sind, sehen wir weiter. Und für den 1876-er Eiswein zahlen wir höchstens zehn Mark pro Flasche.«

Trotz der letzten Einschränkung, die Franz bereits einkalkuliert hatte, war das weit mehr, als er sich erhofft hatte. Im Bemühen, sich das nicht allzu sehr anmerken zu lassen, schlug er ein.

Erst als ihn eine Mietsdroschke zu seinem Hotel brachte, jubelte er vor Freude so laut, dass Passanten erstaunt auf dem Gehweg stehen blieben und der Kutscher Mühe hatte, die Pferde ruhig zu halten.

Villa Stockhausen in Oggersheim
die letzte Woche im Oktober 1877

»Also ist dir gar nicht aufgefallen, dass die Haushaltskosten von Monat zu Monat gestiegen sind?«

Herbert Stockhausen musterte seine junge Frau Mathilde mit strenger Miene.

Die war den Tränen nahe, versuchte aber, Haltung zu bewahren. »Natürlich ist mir das aufgefallen«, log sie. »Aber ich dachte, du schätzt die bessere Qualität der Speisen!«

Ihr Mann ließ sich davon allerdings nicht ablenken. »Und du wusstest gar nicht, dass Herta mittlerweile überall anschreiben ließ? Beim Kolonialwarenhändler, beim Fleischer, beim Milchmann, beim Bäcker? Es sind fast einhundert Mark aufgelaufen!«

Mathilde schüttelte den Kopf.

»Das kann dir nur entgangen sein, weil du die Haushaltsbücher nicht kontrolliert hast«, warf Ilse Stockhausen, Herberts altjüngferliche Tante, ein. »Herta hat jeden Posten säuberlich eingetragen, auch was sie anschreiben ließ und im nächsten Monat beglich, bevor ihr das Geld erneut ausging. Ihr kann man nur den Vorwurf machen, dass sie sich nicht früher an mich gewandt hat.«

Mathilde blieb weiter stumm, zupfte mit den Fingern am Rock und kaute auf ihrer Unterlippe.

»Ich habe dir einhundertfünfzig Mark Haushaltsgeld im Monat gegeben«, setzte Herbert Stockhausen das Verhör fort. »Dazu zwanzig Mark zu deiner freien Verfügung. Herta sagt aber, du hättest ihr höchstens einhundert Mark pro Monat ausgehändigt.«

»Ich habe der Köchin das Haushaltsgeld jeden Monat auf einmal gegeben«, fuhr Mathilde auf, ohne auf die letzte Bemerkung einzugehen. »Ich kann doch nichts dafür, wenn sie das nicht richtig eingeteilt hat.«

»Das zu kontrollieren wäre deine vornehmste Aufgabe als Herrin des Hauses gewesen.«

Herbert machte seiner Tante ein Zeichen. »Eins nach dem anderen, Tante Ilse. Hast du der Köchin nun einhundertfünfzig oder einhundert Mark ausgehändigt?«, insistierte er.

Mathilde strich sich fahrig durch die Haare, wodurch sich weitere Strähnen aus ihrer bereits in Unordnung geratenen Frisur lösten. »Das weiß ich nicht mehr so genau. Es können auch einmal zehn oder zwanzig Mark weniger gewesen sein.«

»Zehn oder zwanzig Mark weniger«, echote ihr Gatte. Ilse und er warfen sich einen Blick zu.

»Und wofür hast du das Geld verwendet, das du einbehalten hast?« Herbert gab nicht nach.

Mathildes Mund verzog sich trotzig. »Daran kann ich mich nicht mehr erinnern. Es mag einmal für ein Paar Handschuhe gewesen sein. Ein anderes Mal habe ich mir einen alten Hut neu garnieren lassen. Solche Kleinigkeiten eben.«

»Du warst in jüngster Zeit fast jeden Nachmittag in einem Café«, behauptete Ilse. »Was man dir auch ansieht.«

Tatsächlich hatte Mathilde in den mittlerweile drei Jahren ihrer Ehe wieder einiges an Gewicht zugelegt, wenn sie auch noch weit entfernt von ihrer früheren Fettleibigkeit war.

Sie warf Ilse einen hasserfüllten Blick zu. »Hier bin ich doch immer allein«, fauchte sie. »Herbert ist den ganzen Tag über nicht da. Ohnehin kommt es mir so vor, als ob ...« Sie stockte.

»Als ob?«, fragte ihr Gatte nach.

»Als ob du eher mit deiner Tuchfabrik verheiratet bist als mit mir.«

Ilse Stockhausen schnaubte empört. »Herbert kommt jeden Tag zum Mittagmahl nach Hause. Und wenn du endlich in andere Umstände kämst, hättest du tagsüber eine Beschäftigung und müsstest dich nicht jeden Nachmittag mit Sahnekuochen vollstopfen! Und vorher sinnlose Einkäufe tätigen. Mit einem Säugling ...«

»Tante Ilse, bitte«, fiel ihr Herbert ins Wort, während Mathilde blutrot anlief. Ihre Kinderlosigkeit war für beide ein heikles, bislang auch vor den engsten Verwandten totgeschwiegenes Thema.

»Vielleicht kommt das zu knappe Haushaltsgeld ja auch dadurch, dass du mich besonders gut verköstigen möchtest«, lenkte Herbert zum Ärger seiner Tante jetzt ein.

Mathilde griff sofort nach der ihr zugeworfenen Rettungsleine. »Das ist wahr, mein lieber Mann. Ich weiß doch, wie sehr du Forelle schätzt und eine knusprige Ente oder einen saftigen Rehrücken.« Alle genannten Speisen gehörten zu den teuersten Nahrungsmitteln.

»Was geschieht mit den Resten der Mahlzeiten?« Ilse Stockhausen klinkte sich unerbittlich wieder ein, um sich keinen Lidschlag später selbst die Antwort auf ihre Frage zu geben.

»Die Köchin Herta sagt, die Reste der Mahlzeiten würden oft verkommen. Ihr und auch dem Rest der Dienerschaft hättest du verboten, davon zu essen. Sie müssten sich oft mit einfachsten Speisen wie Sauermilch, Bratkartoffeln oder Gemüseeintöpfen begnügen.«

Herta hatte Ilse zwar gestanden, dass sich die Dienerschaft keineswegs an Mathildes Verbote hielt, nachdem man bemerkt hatte, dass diese die Küche und Speisekammer kaum je betrat. Aber es erschien ihr nicht opportun, dieses Wissen preiszugeben.

Mathilde reagierte erwartungsgemäß wieder empört. »Wo hat man denn so etwas je gehört? Gesinde, das Ente und Rehrücken speist! Das gab es für diese Leute in meinem früheren Heim in Altstadt höchstens zu den Festtagen.«

»Hat man bei dir zu Hause diese teuren Köstlichkeiten dann etwa auch zu gewöhnlichen Zeiten an der herrschaftlichen Tafel gegessen?«

Mathilde wurde wieder rot im Gesicht und wich aus. »Das weiß ich nicht mehr. Es ist lange her. Außerdem ...« nun fiel

ihr ein weiteres Argument ein, das sie für unschlagbar hielt, »außerdem hatten wir in Altenstadt eine Hausdame, die sich um alles kümmerte. Auch während meine Mutter im Sanatorium war.«

Leider verfiel dieser Einwand bei ihrem Ehemann nicht. »Unser Haushalt ist viel kleiner, als es der eurige in Altenstadt war. Wir sind doch hier nur zu zweit!«

»Und das ist nicht meine Schuld!«, begehrte Mathilde nun auf, was ihr einen so zornigen Blick ihres Gatten eintrug, dass sie schnell zurückruderte. »Ich meine damit, dass wir, als Franz im Krieg war und meine Mutter im Sanatorium, auch nur zu zweit waren. Mein Vater und ich.«

»Wir haben eine Köchin, zwei Zimmermädchen, von denen eines auch deine Zofe ist, und einen Diener für mich, der auch als Kutscher fungiert. Mehr Personal brauchen wir nicht. Im Gegenteil, ich habe dich gebeten, die höhere Töchterschule in Landau zu besuchen, damit du lernst, wie man einen Haushalt führt«, hielt Herbert ihr vor. »Mit den Gärtnerarbeiten und der Versorgung der beiden Pferde habe ich einen meiner Arbeiter betraut, der mittlerweile zu schwach ist, um noch in die Fabrik zu gehen. Seine Frau besorgt unsere Wäsche. Beide wohnen und essen in ihrem eigenen Heim.«

»Da sollte es doch wohl nicht zu viel verlangt sein, dass du dir als deine einzige Pflicht die Haushaltsbücher ansiehst und das Haushaltsgeld sinnvoll einteilst«, wies Ilse Stockhausen sie erneut zurecht. »Stattdessen hältst du das Personal durch deine täglichen Ausflüge sogar von der Arbeit ab. Theobald, der dich kutschiert, und Hanne, die dich begleiten muss, arbeiten oft bis spät in die Nacht, um nachzuholen, was sie tagsüber nicht erledigen konnten.«

Angesichts der Wucht dieser weiteren Vorwürfe verlor Mathilde nun doch die Fassung und brach in Tränen aus.

»Tante Ilse, du meinst es ja gut, aber so hat es leider keinen Zweck«, reagierte Herbert auf die offensichtliche Hilflosigkeit

seiner Frau. »Mathilde ist einfach zu jung und vielleicht auch von Haus aus zu verwöhnt, um einem Haushalt vorzustehen. Was hältst du davon, wenn du sie anleitest?«

Darauf hatte Ilse Stockhausen nur gewartet. Sie unterdrückte ein triumphierendes Lächeln und setzte stattdessen eine skeptische Miene auf.

»Wie stellst du dir das denn vor, mein Lieber? Ich habe den ganzen Tag in der Weißnäherei zu tun.«

»Die wird auch einmal zwei Stunden am Tag ohne dich auskommen. Ich überantworte dir das Haushaltsgeld und bitte dich, die Ausgaben jeden Tag mit der Köchin durchzugehen. Mathilde soll dir dabei zusehen, damit sie es lernt. Hältst du die Summe von einhundertfünfzig Mark denn für angemessen?«

Ilse nickte. »Mehr als für angemessen. Sofern du auch einmal Schweinekotelett oder Hackbraten zum Mittagmahl akzeptierst. Und eine kalte Platte am Abend.«

Herbert strahlte. »Ich liebe Schweinekoteletts und Hackbraten. Forelle, Geflügel und Wild habe ich mittlerweile fast über. Es darf sogar auch einmal ein herzhafter Erbsen- oder Linseneintopf sein. Und zweimal am Tag warm essen, muss ich schon gar nicht.«

Er übersah, wie sehr er Mathilde mit dieser indirekten Abwertung ihrer Bemühungen, ihn kulinarisch zu verwöhnen, verletzte.

Seine Tante registrierte es dagegen sehr wohl und warf der ungeliebten Gattin ihres vergötterten Neffen einen hochmütigen Blick zu. »Nun gut«, seufzte sie mit aufgesetzter Leidensmiene. »Dann übernehme ich auch diese Pflicht.«

»Nur solange Mathilde noch deine Hilfe benötigt, liebe Tante. Ich danke dir sehr für dein Entgegenkommen.«

Zum ersten Mal während dieser Unterredung wandte sich Herbert mit einem freundlichen Lächeln an Mathilde. Er tätschelte ihr die Wange, ohne ihren versteinerten Gesichtsaus-

druck zu bemerken. »Du wirst sehen, meine Liebe. So wendet sich alles schon bald zum Besten.«

Berlin *die letzte Woche im Oktober 1877*

Gerade als Franz das Restaurant betrat, das zu seinem Hotel gehörte, sprach ihn eine ihm vage bekannte Stimme von hinten an.
»Guten Abend Herr Gerban.«

Überrascht drehte Franz sich um und erkannte Ernest Lauth, den ehemaligen Bürgermeister von Straßburg.

»Herr Lauth! Was für eine Überraschung! Was tun Sie denn in Berlin? Ich dachte, Sie hätten Ihr Mandat bei der letzten Reichstagswahl im Januar ...« Erst jetzt wurde Franz bewusst, welche Taktlosigkeit er im Begriff war auszusprechen. Er hielt verlegen inne.

Ernest Lauth hatte sich neun Monate nach seiner Absetzung als Bürgermeister der sogenannten Elsässischen Liga als Kandidat für die Reichstagswahlen von 1874 zur Verfügung gestellt und damals für den überaus wichtigen Wahlkreis Straßburg mit Bravour gewonnen.

Franz, der 1874 noch zu jung gewesen war, um wählen zu dürfen, hatte zu dieser Zeit stark mit der Elsässischen Liga sympathisiert, da er erwartete, dass sich deren Abgeordnete nachdrücklich für das benachteiligte Elsass-Lothringen einsetzen würden. Den Protest der Liga-Abgeordneten im deutschen Reichstag gegen die Annexion Elsass-Lothringens, die ja über die Köpfe der Bevölkerung hinweg erfolgt war, hatte er als symbolischen Akt noch ausdrücklich begrüßt.

Reichlich naiv war ihm jedoch der Antrag der Liga vorgekommen, einen nachträglichen Volksentscheid über die Zugehörigkeit des annektierten Gebiets zur französischen oder deutschen Nation durchzuführen. Trotz seiner zweiundzwanzig Jahre und

dem Umstand, dass ihm das Wahlrecht versagt blieb, bis er fünf- undzwanzig würde, war er pragmatisch genug zu erkennen, dass dieser zentrale Bestandteil des Friedensvertrags durch nichts rückgängig gemacht werden könnte. Erwartungsgemäß hatte der Reichstag den Antrag der »Protestler«, wie die Elsässische Liga seither genannt wurde, auch mit großer Mehrheit abgelehnt.

Und keinerlei Verständnis mehr konnte er dafür aufbringen, dass die Abgeordneten der Protestpartei danach jeder Reichstagsitzung demonstrativ ferngeblieben waren. Entsprechend dieser Verweigerungshaltung hatte sich für Elsass-Lothringen in den vergangenen Jahren auch rein gar nichts zum Positiven gewendet.

Da Franz seit diesem Jahr nun endlich wählen durfte, hatte er sich daher für eine Gruppierung entschieden, die sich die »Autonomisten« nannte. Und diese hatte tatsächlich im Unterelsass jedes Mandat gewonnen, für das sie einen Kandidaten ins Rennen geschickt hatte. Da Franz in Altenstadt, das zum Wahlkreis Hagenau-Weißenburg gehörte, mit seinem Hauptwohnsitz gemeldet war, zählte seine Stimme für das Unterelsass. Schweighofen, wo er eigentlich lebte, gehörte dagegen zur bayerischen Pfalz.

»Sie müssen sich nicht genieren«, half Ernest Lauth Franz nun über die peinliche Gesprächspause hinweg. »Jedermann weiß, dass ich meinen Wahlkreis an einen Autonomisten verloren habe.«

Franz nickte. »Deshalb hatte ich mich ja auch gewundert, Sie hier zu treffen.«

»Möchten Sie mit mir zu Abend essen? Dann können wir uns ja gegenseitig berichten, was uns in die Hauptstadt geführt hat.«

Franz stimmte gerne zu. Denn heute Abend hatte er keinen Geschäftstermin und freute sich daher über Lauths Gesellschaft, den er als Menschen nach wie vor außerordentlich schätzte. »Wohnen Sie auch in diesem Hotel?«

Lauth nickte. »Ich habe einen Tisch reserviert, da es hier abends sehr voll werden kann. Die Küche hat einen ausgezeichneten Ruf.«

Da Franz am Morgen versäumt hatte, sich um eine Reservierung zu bemühen, war er angesichts der vollbesetzten Tische doppelt froh über Lauths Angebot. Wie immer nach einem arbeitsreichen Tag schmerzte sein Bein. Es wäre ihm hart angekommen, das Hotel zum Abendessen noch einmal verlassen zu müssen.

Der Kellner brachte die Speisekarte. Sie wählten einen Spätburgunder aus Deidesheim zu Rinderbraten mit Semmelknödeln und Rotkohl. Zu Franz' Bedauern war das einzige typische Berliner Gericht auf der Karte, die Kalbsleber mit geschmorten Äpfeln und Stampfkartoffeln, schon ausgegangen.

Da sie beide keinen allzu großen Hunger hatten, verzichteten sie auf eine Vorspeise. Ernest Lauth roch genießerisch an dem Rotwein, bevor er einen herzhaften Schluck davon nahm.

»Hervorragend«, lobte er das Getränk.

Franz lächelte. »Vielleicht können Sie an diesem Ort zukünftig einen noch besseren Spätburgunder kosten.«

»Das klingt so, als seien Sie geschäftlich in Berlin und das nicht ganz ohne Erfolg.«

»So ist es«, bestätigte Franz. Er berichtete Lauth von seinem heutigen Abschluss bei Blaberg und Söhne, die dieses Restaurant offensichtlich belieferten, bislang allerdings noch mit den Weinen des Pfälzer Konkurrenten aus Deidesheim.

»Dann gratuliere ich ganz herzlich, Herr Gerban. Wie lange werden Sie noch in Berlin bleiben?«

»Das ist der einzige Wermutstropfen«, gestand Franz. »Wahrscheinlich noch mindestens drei Tage. Jedenfalls bis der Vertrag aufgesetzt und unterzeichnet ist. Blaberg und Söhne sind sehr korrekt und ziehen dabei ihren Advokaten zurate, der sich allerdings gerade nicht in der Stadt befindet und frühestens übermorgen zurückkommt.«

»Und ohne Unterschrift möchten Sie natürlich nicht nach Hause zurückkehren.«

Franz schüttelte den Kopf. »Dazu ist das Geschäft zu wichtig und die Anreise zu weit. Ich habe noch keine Erfahrung mit diesem Geschäftspartner. Sollten wir uns bei irgendeinem Passus doch noch nicht einig sein, will ich das sofort vor Ort gütlich bereinigen können.«

»Versäumen Sie dadurch denn andere wichtige Geschäftstermine?«

Franz seufzte. »Das nicht. Aber als Gutsherr von Schweighofen wäre ich gerne rechtzeitig zum Lesefest zurück. Es macht keinen guten Eindruck auf die Landarbeiter, wenn ihr Brotgeber dabei fehlt. Für die Leute ist diese Feier wichtiger als Weihnachten und Ostern.«

Von Irenes zu erwartender Verstimmung, wenn er es nicht rechtzeitig nach Hause schaffen würde, sagte er wohlweislich nichts.

»Und was führt Sie denn nun nach Berlin, Herr Lauth?«, lenkte er vom Thema ab.

»Ich habe zwar keinen Sitz mehr im Parlament, nutze meine Kontakte aber für eine gute Sache.«

Als Franz ihn fragend ansah, ergänzte er: »Sie wissen sicherlich, dass die Abgeordneten der Protestpartei jede Reichstags-sitzung boykottieren.«

»Bedauerlicherweise!« Franz entschloss sich zur Offenheit. »Ich durfte in diesem Januar das erste Mal wählen. Und möchte Ihnen offen gestehen, dass ich meine Stimme nicht für eine Partei vergeuden wollte, die aus dem Felde geht, anstatt aktiv für das Elsass zu kämpfen. Wir haben nicht annähernd die gleichen Rechte wie die restlichen Bundesstaaten und unterliegen mit dem Diktaturparagrafen nach wie vor der reinen Willkür des Reichskanzleramts in Berlin.«

Der Diktaturparagraf ermöglichte es den politisch Verantwortlichen jederzeit, den Ausnahmezustand über das Land zu

verhängen, Vereine und Zeitungen zu verbieten und unlieb-same Bürger sogar auszuweisen.

Lauth schaute angelegentlich auf seinen Teller und zerteilte einen Knödel, bevor er antwortete. »Aber Sie kennen auch den Grund für diesen Boykott?«

Franz schnaubte leicht. »Es war naiv zu glauben, einen Volks-entscheid durchsetzen zu können, mit dem die Annexion rück-gängig gemacht werden soll.«

»Aber sie wissen doch genauso gut wie ich, dass sich die Mehrheit der Elsass-Lothringer aber genau dafür entschieden hätte. Mit Demokratie hatte die Ablehnung des Plebiszits also nichts zu tun.«

»Das kommt auf den Blickwinkel an«, konterte Franz. »Schließlich hat die Mehrheit der gewählten Abgeordneten des Reichstags gegen den Volksentscheid gestimmt. Auch das nennt man Demokratie.«

Beide widmeten sich eine Weile dem Essen auf ihren Tellern.

Schließlich brach Franz das Schweigen. »Ich habe jeden-falls nie verstanden, was die Abgeordneten der Protestpartei mit dem Boykott der Reichstagssitzungen für unser geliebtes Elsass erreichen wollen. Das bringt die Regierung und den Rest der Abgeordneten doch nur gegen uns auf und macht alles noch schwerer.«

Lauth blickte auf. »Also hängt Ihr Herz doch noch am Elsass und Frankreich?«

»Am Elsass«, betonte Franz. »Um einen bekannten Auto-nomisten zu zitieren: ›Das Elsass ist nicht mehr französisch, es sei also elsässisch!«

»Das ist von Schneegans«, konstatierte Lauth.

»Allerdings nicht von Carl August, dem Führer der Auto-nomisten, sondern von seinem Colmarer Namensvetter Ferdi-nand«, räumte Franz ein.

Lauth winkte ab und trank einen Schluck Rotwein. »Es sei, wie es sei. Bevor ich Ihnen endlich verrate, was ich hier in Ber-

lin zu tun habe, verraten Sie mir doch noch den Grund für Ihren Pragmatismus. Nach meiner Absetzung als Bürgermeister vor mehr als vier Jahren wirkten Sie noch reichlich antipreußisch auf mich.«

»Wie ich Ihnen schon sagte, halte ich nichts von Bismarcks Elsass-Politik. Aber für unsere Wirtschaft gibt es auch viele Vorteile durch die Zugehörigkeit zum Reich.«

Lauth lächelte süffisant. »Ah ja, Sie erwähnten es schon. Gerban'sche Weine am Kaiserhof.«

Franz spürte, dass er errötete. Zum ersten Mal bereute er das gemeinsame Abendessen. Doch Lauth fuhr ganz anders fort, als er es erwartet hatte.

»Um einen anderen bekannten Mann unserer Zeit zu zitieren, den Arbeiterführer Karl Marx: >Das Sein bestimmt das Bewusstsein.< Das gilt für Sie genauso wie für mich.«

»Wie meinen Sie das?« Franz war verblüfft.

»Nun, Sie nutzen die Möglichkeiten, die Ihnen die Annexion gibt, für Ihre Geschäfte. Das ist nicht verwerflich, sondern nur zu verständlich.« Er machte eine Pause und schien nach den richtigen Worten zu suchen.

»Und Sie? Wieso gilt dieser Satz auch für Sie?«, drängte Franz, der nun neugierig geworden war.

»Ich habe meinen Wahlkreis mit Pauken und Trompeten an einen Autonomisten verloren. Das gab mir die Zeit und die Gelegenheit, ausführlich darüber nachzudenken, welche Gründe dafür verantwortlich waren.« Er seufzte vernehmlich. »Und Sie werden es vielleicht nicht glauben, Herr Gerban, aber mittlerweile teile ich Ihre Ansicht. Und genau deshalb bin ich hier. Ich treffe morgen Carl August Schneegans.«

»Den Führer der Autonomisten?«

Lauth bejahte. »Er ist dabei, eine Landesverfassung für Elsass-Lothringen zu entwerfen. Er strebt die Selbstverwaltung des Landes an, ein Anliegen, das ich uneingeschränkt teile. Deshalb diene ich ihm als inoffizieller Berater. Und gebe ihm

Hinweise, welche Beamten im Reichskanzleramt den meisten Widerstand gegen sein Vorhaben leisten werden. Sagt Ihnen der Name Kegelmann etwas?«

Franz wurde es heiß und kalt. Kegelmann hieß der Beamte, den sein Ziehvater Wilhelm einst bestochen hatte, damit er Franz, der von Geburt aus eigentlich Franzose war, illegal zur bayerischen Staatsbürgerschaft verhalf.

Doch er bemühte sich darum, sich nichts anmerken zu lassen, und nickte bedächtig. »Gehörte der nicht zu den preußischen Beamten, die die Aufgaben von Edgar Hepp, dem elsässischen Subpräfekten von Weißenburg, nach dessen Entlassung wahrgenommen haben?«

Edgar Hepp, der das Elsass nach der Annexion verlassen hatte, war Franz ein treuer Freund während des Krieges gewesen. Leider war der Kontakt zwischen ihnen abgebrochen.

»Genau der«, bestätigte Lauth. »Kegelmann ist so glatt wie ein Aal und dabei genauso falsch wie eine Schlange. Zudem feige. Er agiert nur im Verborgenen.«

Also scheint er sich seit damals nicht geändert zu haben, dachte Franz. Aber das war eine andere Geschichte.

»Warum lassen Sie sich denn nicht bei der nächsten Wahl als Kandidat für die Autonomisten aufstellen?«, fragte er Lauth stattdessen. »Wo Sie doch mittlerweile deren Ansichten teilen.«

Lauth schüttelte den Kopf. »Das hätte keinen Zweck. Würde ich offiziell die Partei wechseln, würden mich die Protestler als Abtrünnigen verunglimpfen. Deshalb wirke ich lieber im Verborgenen.«

Er musterte Franz mit plötzlich erwachtem Interesse. »Aber Sie! Sie wären doch ein wunderbarer Kandidat. Ihr Wahlkreis Hagenau-Weißenburg ist eine Hochburg der Autonomisten. Und dass Xaver Nessel, deren Kandidat, eigentlich gar nicht mehr antreten wollte, wissen Sie doch sicher auch.«

Tatsächlich war Franz dieses Kuriosum bekannt. Nessel war mit großer Mehrheit wiedergewählt worden, obwohl er eine

